15. Band. Jeder Band ist vollständig abgeschlossen. 20 Pf. (25 Heller 30 Centimes)



Aus den Geheimakten des Welt-Detektivs

15. Band.

Der Schatz des Sklavenhändlers.



Langsam kletterte der berühmte Detektiv abwärts. Rings um Särge und Gerippe — und dort am Boden lag ausgestreckt eine dunkle Gestalt — in den Armen ein offenes Kästchen, in welchem es bei dem Scheine der Laterne glitzerte und funkelte.

0960 – 23560

823.91
D598.99
P47
v.19
no.15

Nachdruck verboten. Uebersetzungsrecht für alle Sprachen vorbehalten.
Published 30. April 1907, Privilege of Copyright in the United States of America reserved under the Act approved March 3, 1905 by Verlagshaus für Volksliteratur und Kunst, Berlin SO. 26.

15

Diese Wochenschrift darf in Leihbibliotheken und Lesezirkeln nicht geführt werden.

Der Schatz des Sklavenhändlers.

1. Kapitel.

Das gestohlene Testament.

„Sie sehen heute so nachdenklich aus, Meister", redete Harry Taxon den berühmten Detektiv Sherlock Holmes an, den er eine ganze Weile schon betrachtet hatte. „Fast möchte ich annehmen, daß die Zeitung, in welche Sie so lange hineingestarrt haben, Ihnen ein schwieriges Rätsel oder einen ganz interessanten Fall zu entziffern aufgegeben hat."

Sherlock Holmes legte das Blatt, das er noch immer in der Hand hielt, auf den Tisch.

„Du irrst, mein lieber Harry", sagte er in ernstem Tone. „Es war nur eine Todesanzeige, die mich auf Minuten der Gegenwart entrückte."

„Vielleicht die einer Verwandten?" warf Harry Taxon ein.

„Keineswegs; der Mann, dessen Ableben von seinen Angehörigen in diesem Blatte angezeigt wird, stand mir ganz fern."

„Und doch nehmen Sie so großen Anteil an seinem Tode?"

„Ja, weil ein Zufall mich einen Einblick in das Leben dieses Mannes tun ließ, welches so reich an Abenteuern, an Verbrechen, an Schuld und Sühne war, wie ich nie zuvor solches kennen gelernt habe."

Harry Taxon sammelte die Tageblätter, welche zum Teil auf dem Tische, zum Teil auf dem Teppich lagen, langsam zusammen. Hin und wieder streifte dabei sein Auge das ernste Gesicht seines Chefs: wenn er auch nicht zu fragen wagte, so brannte er doch vor Begierde, die Geschichte des Verstorbenen zu hören.

Der berühmte Detektiv kannte seinen jungen Freund zu genau, um ihm nicht seinen Wunsch vom Gesicht abzulesen. Noch zögerte er eine Weile, dann sagte er trocken:

„Der Mann war ein Sklavenhändler."

„Ein Sklavenhändler?" wiederholte der junge Famulus fast erschrocken. „Ich habe stets geglaubt, daß es solche Menschen zu unsern Zeiten gar nicht mehr geben könne, weil die Gesetze aller Nationen den Sklavenhandel in ihren Kolonien auf das strengste verbieten und mit schweren Strafen belegen."

„Es mögen auch einige Jahrzehnte schon vergangen sein, seitdem jener Mann sein fluchwürdiges Gewerbe aufgegeben hat. Im übrigen aber ist es auch heutzutage gar nichts Seltenes, daß ein Weißer sich im Innern von Afrika mit Arabern verbindet, um den sehr einträglichen Sklavenhandel zu betreiben. In Timbuktu werden noch jetzt öffentliche Sklavenmärkte abgehalten und gute, kräftige Neger mit Hunderten von Dollars bezahlt.

Ich lernte den Mann, dessen Tod ich soeben erfahren habe, gelegentlich eines kleinen Dienstes, den ich ihm leistete, näher kennen. Er gewann Vertrauen zu mir, und so erfuhr ich seine ganze Lebensgeschichte. Möge er einen gnädigen Richter finden! — Doch", unterbrach sich der Detektiv, „wenn ich nicht irre, erhalten wir Besuch."

Im nächsten Augenblick erklang der schrille Ton der Klingel.

Harry Taxon flog hinaus, um zu öffnen.

Ein hochgewachsener, stattlicher Herr, dessen Gesicht große Bestürzung und Entsetzen zeigte, stand vor ihm.

„Notar Obrien", stieß er mit heiserer Stimme hervor, „melden Sie mich sofort Mr. Sherlock Holmes; es handelt sich um eine höchst wichtige Sache."

In der nächsten Minute stand er dem Detektiv gegenüber.

„Ihr Gehilfe hat Ihnen meinen Namen genannt, Mr. Sherlock Holmes", redete er diesen an, „ich komme in einer Sache, die, wenn sie nicht aufgeklärt wird, mich um meinen Ruf und mein Ansehen bringen wird. Ich bitte Sie dringend, mir mit Rat und Tat zur Seite zu stehen."

Sherlock Holmes blickte nachdenklich vor sich hin, dann sagte er langsam:

„Notar Obrien — ganz recht, so war der Name, den mir der alte Sklavenhändler Firmont nannte."

„Firmont?" rief der Notar, „Sie sprechen von Firmont, um dessentwillen —"

„Sie zu mir kommen", ergänzte Sherlock Holmes lächelnd.

Einen Augenblick blickte der Notar den Detektiv sprachlos an.

„Nun denn", sagte er, „man hat mir wahre Wunderdinge von Ihrem Scharfsinn erzählt; gestatten Sie mir, daß ich Sie auf die Probe stelle."

„Wenn es Ihnen Spaß macht", erwiderte Sherlock Holmes, „so tun Sie es; ich fürchte aber, daß man Ihnen zuviel von mir erzählt hat und Sie sehr enttäuscht sein werden."

Der Notar sann einige Sekunden nach.

„Sie sagten mir, daß Sie Firmont kannten?" fragte er mit gespannter Miene.

„Ganz recht; vor mehreren Jahren traf ich mit ihm einst zusammen."

„Gut, so sagen Sie mir, aus welchem Grunde ich zu Ihnen komme."

Sherlock Holmes betrachtete seinen Besucher eine Weile schweigend, dann sagte er mit seiner harten, eindrucksvollen Stimme:

„Sie kommen, um mich wegen des Testamentes des verstorbenen Sklavenhändlers Firmont zu Rate zu ziehen."

Obrien schlug sich mit der Hand aufs Knie.

„Bei Gott", sagte er, „es stimmt! Aber weiter, weiter; ich möchte noch mehr von Ihrem Scharfsinn hören."

„Ich glaube in der Annahme nicht fehlzugehen, daß das Testament in der vergangenen Nacht geraubt wurde; denn da Firmont, wie ich aus der Zeitung gesehen habe, tot ist, kann für Sie nicht seine Person, sondern nur sein Testament, das er bei Ihnen deponiert hatte, Interesse haben. Die Aufregung und Bestürzung, welche noch bei Ihrem Eintritt in dies Zimmer auf Ihrem Gesichte zu lesen waren, beweisen, daß irgend etwas mit dem Testament geschehen ist."

Ich glaube weiter annehmen zu müssen, daß der Raub des Testaments nicht ohne Gewalt vor sich gegangen ist. Sie haben sicherlich das Testament einem Angestellten, wahrscheinlich Ihrem Bureauvorsteher, übergeben, der in der vergangenen Nacht überfallen und dem das wertvolle Schriftstück geraubt worden ist."

„Goddam", rief Obrien aus, der vor Verwunderung mitten im Zimmer stehen geblieben war, „das wollen Sie alles erraten haben?"

„Nein", versetzte Sherlock Holmes, „das sagt mir ganz deutlich der Blutfleck, den ich soeben an Ihren Manschetten gesehen habe. Sie selbst sind wohl und munter, also kann der Blutfleck nur von einer dritten Person herrühren. Wer anders könnte nun aber von den Räubern verletzt worden sein, als derjenige, dem das Testament zur Bewachung anvertraut worden war."

Tief aufatmend hatte sich der Notar in einen Sessel sinken lassen.

„Sie haben in allem das Richtige getroffen", sagte er dann.

„Vor mehreren Jahren wurde mir von dem alten Herrn Firmont, dessen Vergangenheit ich übrigens nicht kenne, sein Testament übergeben. Ich verwahrte es in meinem eisernen Geldschrank. Gestern morgen kam ein Verwandter Firmonts, teilte mir seinen Tod mit und machte mich auf die ungeheure Wichtigkeit des Testaments des Verblichenen aufmerksam; aber", unterbrach der Notar sich, als er den Detektiv mit unbeweglicher Miene ins Leere starren sah, „hören Sie denn auch, was ich Ihnen mitteile?"

„Niemals habe ich schärfer zugehört als jetzt", erwiderte jener, „fahren Sie fort."

„Also jener Verwandter Firmonts teilte mir mit, daß der Verstorbene ungeheure Reichtümer, namentlich an Juwelen und Goldstaub, besessen, aber keiner menschlichen Seele den Aufbewahrungsort seines Schatzes anvertraut habe. In seinem Testament werde es jedoch sicher angegeben sein.

Heute solle, wie er erfahren habe, die Testamentseröffnung stattfinden. Ich möchte doch für alle Fälle es bereit halten und es gut bewachen lassen, da es unter den Verwandten des Verstorbenen gewalttätige Menschen gäbe, die sich in den Besitz des Testamentes womöglich mit Gewalt setzen könnten, um den Schatz ungeteilt an sich zu bringen."

„Und war denn wirklich für heute der Tag der Testamentseröffnung angesetzt?" fragte Sherlock Holmes mit spöttischem Lächeln.

„Nein", rief Obrien erregt, „das ist ja eben das Merkwürdige. Kein Mensch hatte sich bis jetzt bei mir wegen des Testaments blicken lassen, und trotzdem hatte jener Verwandte des alten Firmont mit seiner Warnung recht."

„Sie haben also das Testament herausgesucht und bereit gehalten?" fragte Sherlock Holmes.

„Freilich; ich wußte anfangs selbst nicht mehr, wo ich es aufbewahrt hatte. Schließlich fand ich es in meinem eisernen Geldschrank unter allen möglichen Büchern verpackt vor.

Ich legte es in eines der vorderen Fächer, schloß dann das Spind, wie gewöhnlich, ab und bat zum Ueberfluß meinen Bureauvorsteher, einen jungen kräftigen Menschen, für die kommende Nacht im Vorzimmer zu schlafen.

Am heutigen Morgen fand ich ihn, mit Blut überströmt, auf dem Bette liegend vor."

Während der Notar noch seine Mitteilungen über

den Raub machte, hatte sich Sherlock Holmes seinen Ueberzieher angezogen.

„Genug", sagte er, als Obrien eine Pause machte, „ich begleite Sie, ich will mir den Tatort einmal selbst ansehen. Die Sache ist ganz reizend."

Der Notar hatte sich erhoben.

„Ganz reizend?" wiederholte er, „ich glaube, Mr. Sherlock Holmes, das ist wohl kein zutreffender Ausdruck für eine so traurige Sache."

Der Detektiv brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Nehmen Sie es mir nicht übel, Mr. Obrien", versetzte er, „aber ich kann mir nicht helfen. Ihre Erzählung hat mir viel Vergnügen gemacht; schade, daß ich Ihnen meine Mutmaßungen noch nicht mitteilen kann. Aber, nun kommen Sie so schnell wie möglich, denn wir haben nicht eine Minute mehr zu verlieren."

Eine Droschke brachte beide Personen in einer Viertelstunde zur Wohnung des Notars.

Sherlock Holmes stürmte die Treppe hinauf, als wenn die Furien hinter ihm wären.

„Wo ist das Zimmer, in welcher der Ueberfall Ihres Bureauvorstehers vor sich gegangen ist?" fragte er den Notar, welcher kaum zu folgen vermochte.

„Im Korridor die erste Tür rechts; warten Sie, ich will die Korridortür öffnen."

„Nicht nötig", versetzte der berühmte Detektiv, „sie ist schon offen."

Hastig trat er ein; mit einem schnellen Blicke überfah er die Situation.

Die Einbrecher hatten mit einem scharfen Messer die Türfüllungen aus der Tür geschnitten, dann hindurchgegriffen und den inneren Riegel zurückgeschoben.

Sie hatten dann dem schlafenden Bureauvorsteher einen Hieb über den Kopf versetzt, dann die Duplikatschlüssel, die dieser in der Tasche trug, hervorgesucht und den Schrank aufgeschlossen, wie Obrien unterwegs dem Detektiv mitgeteilt hatte.

„Haben die Einbrecher Ihnen etwa Geld oder Geldeswert gestohlen?" fragte Holmes.

„Nicht das geringste; es war auch nur eine kleine Summe im Tresor vorhanden, die sich des Mitnehmens kaum gelohnt hätte. Es ist kein Zweifel, daß sie es nur auf das Testament des alten Firmont abgesehen hatten."

„Daran zweifle ich auch keinen Augenblick", gab der Detektiv zu; „doch wo befindet sich Ihr Bureauvorsteher?"

„Ich habe ihn nach seiner Wohnung geschafft, nachdem ich ihn durch einen Arzt habe verbinden lassen."

„War die Wunde so gefährlich?"

„Ich sage Ihnen, Mr. Sherlock Holmes, der junge Mann, er heißt Jamesson, schwamm förmlich in seinem Blute."

Der Detektiv nahm eine der von den Einbrechern herausgeschnittenen Türfüllungen zur Hand und sah sie sich genau an.

„Wie lange haben Sie Ihren Bureauvorsteher schon in Ihrem Geschäft?" fragte er nebenbei.

„Wohl schon ein Jahr; zuerst war er ein einfacher Schreiber; er zeigte sich aber so gewandt, daß ich ihn zum zweiten Bureauvorsteher gemacht habe.

Mir kommt vor, Mr. Sherlock Holmes, als wenn Sie auf den jungen Jamesson einen Verdacht hätten. Ich kann Ihnen sagen, daß es keinen treueren, ehrlicheren Menschen gibt wie ihn. Aber was machen Sie da?"

Sherlock Holmes hatte sich gebückt und die Türfüllung in den jetzt leeren Raum der Tür hineingepaßt.

„Ich wollte mich nur einmal überzeugen", sagte er, sich erhebend, „welches die innere und die äußere Seite der Türfüllung ist."

„Aber", versetzte der Notar, „was kann Ihnen dies bei Verfolgung der Einbrecher nützen?"

„Warten Sie nur noch ein wenig, und Sie werden sich selbst überzeugen, daß uns gerade die Kenntnis, welche von beiden Seiten der Türfüllung die innere ist, auf die Spur der Täter gebracht hat, und nun führen Sie mich zum Geldspind."

Der eiserne Schrank befand sich noch in demselben Zustande, wie der Notar Obrien ihn heute morgen gefunden hatte. Die Doppeltüren standen weit offen, und die Schlüssel steckten im Schlosse.

„Besaß der Bureauvorsteher stets die Duplikatschlüssel zum Geldspind?" fragte Sherlock Holmes.

„Nein, nur für diese Nacht hatte ich sie ihm übergeben, damit sie in gutem Gewahrsam wären."

„Wirklich, Sie sind von einer großen Vertrauensseligkeit gewesen", meinte Sherlock Holmes spöttisch.

„Der Mann verdiente dies große Vertrauen tatsächlich; ich habe ihm Tausende und Tausende anvertraut, und nie ist auch nur ein Pence veruntreut worden."

„Wirklich, ein außerordentlicher Mensch", gab der Detektiv zu, indem er die Schlüssel aus dem Schloß zog und gegen das Licht hielt.

„Beschäftigen Sie einen Neger in Ihrem Bureau?" fragte er nach einer Weile.

„Einen Neger? Gott soll mich bewahren. Wie kommen Sie auf diese Idee?"

„Nun, der Vollständigkeit halber mußte ich doch fragen, obgleich ich selbst nicht daran glaubte.

Aber wenn Sie einen Blick auf den Schlüsselring werfen wollen, so werden Sie ein grobes, krauses, schwarzes Haar bemerken, das sich in den Ring eingeklemmt hat."

Der Notar sah das Korpus delikti, das nur drei bis vier Zentimeter lang war, bestürzt an.

„Wahrhaftig ein Negerhaar; und was schließen Sie daraus?“ fragte er.

„Ganz einfach, daß der Einbrecher ein Neger gewesen ist, der die Schlüssel eine ziemliche Zeit der Nacht im Besitz gehabt, sie womöglich auch in die Tasche gesteckt hat, in der sie in nahe Berührung mit seiner Haarbürste gekommen sind. Und nun begleiten Sie mich so schleunig wie möglich nach der Wohnung Ihres armen, wahrscheinlich zu Tode verwundeten Bureauvorstehers; vielleicht kann er uns Auskunft geben.“

Nach kurzer Zeit standen sie vor der Wohnung desselben.

„Wo ist Mr. Jamesson?“ fragte hastig der Notar, „ich bin sein Chef und möchte ihn sofort sprechen.“

„Mr. Jamesson?“ fragte die Wirtin, eine saubere, sehr anständig aussehende Frau, „der ist ja gestern abend fortgegangen, um im Bureau seines Chefs die Nacht hindurch zu wachen.“

„Aber ich sandte ihn heute morgen doch nach seiner Wohnung zurück“, rief der Notar bestürzt.

„Um Gottes willen“, schrie die Frau auf, „dann ist ihm ein Unglück passiert. Er sagte mir gestern schon, daß er von ein paar unheimlichen Menschen seit einigen Tagen verfolgt werde.“

„Er ist ermordet“, flüsterte der Notar geisterbleich, „und ich Unglücklicher —“

Da schrillte die Korridorklingel.

„Vielleicht kommt er jetzt“, rief die Wirtin, eifrigst zur Tür laufend.

„Wohnt bei Ihnen ein Mr. Jamesson?“ hörten die beiden Männer jemand fragen.

„Er hat bis gestern abend bei mir gewohnt“, erwiderte die Frau.

„Nun, dann bin ich an der richtigen Stelle; dies Bündel Kleidungsstücke wurde vor einer Viertelstunde in der Themse gefunden. Es ist ganz von Blut durchtränkt. In der Tasche der Beinkleider wurde ein Portemonnaie gefunden, das zwar kein Geld, wohl aber mehrere Visitenkarten mit dem Namen „John Jamesson“ enthielt. Da auf einer derselben eine Adresse mit Bleistift gekritzelt war, so nahm ich an, daß dies hier die Wohnung des John Jamesson sein müsse.“

„Bei Gott“, rief der Notar, „es sind die Kleidungsstücke meines Bureauvorstehers!“

„Ha“, rief die Person, welche die Kleidungsstücke gebracht hatte, „sehe ich recht, Mr. Sherlock Holmes?“

„Ja, mein lieber Wilson, ich selbst; du scheinst von dem Einbruch bei Mr. Obrien noch keine Kenntnis zu haben?“

„Doch; Mr. Obrien hatte uns in aller Frühe schriftlich davon verständigt, aber nicht den Namen des überfallenen Bureauvorstehers genannt. Der arme Jamesson scheint in der Tat von den Einbrechern verschleppt und erschlagen worden zu sein. Ich hoffe, den Tätern aber auf die Spur zu kommen.“

„Nun denn, viel Glück! Ich habe hier nichts mehr zu tun, Mr. Obrien; vielleicht hören Sie, trotz der Nachforschungen der Londoner Polizei, noch von mir; denn die Sache ist ganz reizend, wirklich ganz reizend.“

Und leise vor sich hinlachend, entfernte sich Sherlock Holmes.

---

12. Kapitel.

Der vergiftete Pfeil.

Der berühmte Detektiv schob einen ziemlich umfangreichen Apparat beiseite.

„Was doch die Mikrophotographie, die photographische Festlegung der Vergrößerung von winzigen Gebilden, uns für Wunder vor Augen führt“, wandte er sich an Harry Tapon, der den komplizierten photographischen Apparat soeben auseinander nahm und die einzelnen Teile desselben sorgsam einpackte.

Sherlock Holmes nahm eine photographische Platte und hielt sie gegen das Licht.

„Ganz gut gelungen; die Blutkörperchen treten deutlich zutage; große runde Scheiben, in der Mitte eine merkliche Vertiefung: es ist Taubenblut.“

Harry Tapon kam mit mehreren Platten aus dem Nebenzimmer, wohin er die Bestandteile des photographischen Apparates getragen hatte.

„Sie sind sämtlich gut gelungen“, sagte er. „Wie sehr sich doch die Blutkörperchen der einzelnen Säugetiere voneinander unterscheiden. Der gewöhnliche Sterbliche, der nicht die Wunder der photographischen Vergrößerung kennt, kann nicht einen Blutstropfen von dem andern unterscheiden; er ahnt nicht, daß die dem bloßen Auge unsichtbaren Körperchen, welche die Hauptbestandteile des Blutes bilden, ganz unzweideutige, charakteristische Formen haben.“

„Ganz gewiß“, stimmte Sherlock Holmes bei, „vergleiche nur einmal die Blutkörperchen des Schweineblutes mit denen des Taubenblutes, oder gar des Menschenblutes. Es ist ein Irrtum gar nicht möglich.“

„Hier ist die von Ihnen heute aufgenommene Platte.“

Hiermit übergab der junge Mann seinem Prinzipal die letzte photographische Platte.

„Nun laß einmal sehen, mein Sohn, was aus der Aufnahme geworden ist. Du hast sie doch ganz genau

bezeichnet, Harry, so daß eine Verwechselung ausgeschlossen ist?"

„Durchaus ausgeschlossen, Meister; im übrigen ist die Platte an der unteren Kante ja noch feucht."

Aufmerksam hielt Sherlock Holmes die Platte gegen das Licht, welches hell ins Zimmer flutete.

„Es ist das Blut, das ich im Bureau des Notars Obrien heute morgen fand und das der unglückliche Bureauvorsteher als letzte Erdenspur zurückgelassen hatte Du kannst einmal die Platte mit den andern vergleichen."

Harry Taxon blickte durch das Glas, auf dem sich die dunkeln Blutkörperchen scharf abhoben.

„Unmöglich", murmelte er leise, indem er nach Sherlock Holmes hinüberblickte, der leise vor sich hin pfiff und seine Finger knacken ließ.

„Was meintest du?" fragte der Detektiv gelassen.

„Ich meine, daß das Blut unmöglich von dem Bureauvorsteher herrühren kann", erwiderte der junge Mann.

„Und warum nicht? Ich bin bereit, jeden Eid abzulegen, daß ich das Blut, dessen Körperchen du vor dir hast, von dem Bette entnommen habe, auf dem der arme Bureauvorsteher die vergangene Nacht zugebracht hat."

Einen Augenblick starrte Harry Taxon seinen Chef wie geistesabwesend an.

„Hurra", schrie er, „jetzt habe ich auch des Rätsels Lösung."

„Und die lautet?" fragte der Detektiv, indem er sorgfältig ein Stäubchen von seinem Aermel blies.

„Der ganze Ueberfall ist erdichtet", rief der junge Mann erregt; „dies Blut, das von Ihnen photographiert worden ist, ist Schweineblut; der Bureauvorsteher hat sich eine leichte Schmarre auf der Stirn ziehen lassen und dann das Bett mit Schweineblut übergossen."

„Ganz recht, mein lieber Harry; ich bedaure, dich heute morgen nicht zum Tatorte mitgenommen zu haben, weil es sehr lehrreich für dich gewesen wäre. Du hättest dann ebenso gut, wie ich, gesehen, daß der niedergeschlagene Bureauvorsteher die Türfüllung von innen herausgeschnitten, dann seinen Mithelfern ruhig die Tür geöffnet und ihnen die Duplikatschlüssel ausgehändigt hat.

Sie haben sich mit dem Diebstahl nicht im mindesten beeilt, da der eine von ihnen, ein Neger, die Schlüssel in die Tasche steckte, wobei dann ein Haar von ihm im Schlüsselringe hängen blieb.

Sie hatten auch gar nicht nötig, sich zu beeilen, weil der dritte Diebesgenosse am Tage zuvor beim Notar gewesen war und ihn gebeten hatte, doch ja zum nächsten Tage das Testament hervorzusuchen und bereit zu legen. Natürlich hat der gute Mann dies auch pflichtschuldigst getan."

Harry Taxon war mit wachsender Spannung den Ausführungen des Detektivs gefolgt.

„So glauben Sie wirklich, daß das Testament gestohlen worden ist?" fragte er eifrig.

„Kein Zweifel, es ist gestohlen. Es sind sicherlich frühere Geschäftsgenossen von dem Sklavenhändler noch vorhanden, die seinen Schatz an Juwelen und Goldstaub kennen und wohl schon lange nach dem Versteck desselben gesucht haben mögen.

Selbst mir, dem er doch einen tieferen Einblick in sein Vorleben gewährt, hat der mißtrauische Mann nichts von dem Aufbewahrungsorte seiner Schätze mitgeteilt.

Die Halunken haben aber wohl in Erfahrung gebracht, daß Firmont sein Testament, in welchem ohne Zweifel das Versteck angegeben war, bei dem Notar Obrien deponiert hatte, haben daraufhin einen Genossen als Schreiber bei diesem untergebracht und nun auf den Tod des alten Firmont gelauert, worauf sie den kühnen Schlag ausführten."

Harry Taxon blickte seinen Meister an, als ob er zu dessen Kombination etwas hinzuzusetzen habe.

„Ich weiß, was du denkst", fuhr Sherlock Holmes fort, „du meinst, wenn die Halunken Gelegenheit gehabt hätten, an den alten Firmont heranzukommen, würden sie der Natur etwas nachgeholfen haben."

„Genau das dachte ich", erwiderte der junge Mann.

„Der Gedanke liegt nahe, und es scheint mir deshalb nicht unangebracht, in der Wohnung des alten Sklavenhändlers einmal Umschau zu halten, ob alles mit rechten Dingen zugegangen ist."

„Sollte es nicht näher liegen, lieber nach den Einbrechern Nachforschungen anzustellen, damit sie ihren Raub nicht in Sicherheit bringen können", warf Harry Taxon etwas vorlaut ein.

Der Detektiv blickte seinen Famulus mit spöttischem Lächeln an.

„Du hast ganz recht, mein Sohn", versetzte er, seine Pfeife ausklopfend, „also zeige mir schnell die Spur, auf welcher wir die drei Einbrecher, denn wir müssen mindestens mit dieser Zahl rechnen, fangen können."

Der junge Mann blickte verwirrt zu Boden.

„Verzeihen Sie, Mr. Sherlock Holmes", sagte er leise, „ich war wieder einmal recht unbesonnen; ich hätte mir sagen können, daß, falls eine Möglichkeit vorläge, die Spuren der Verbrecher zu entdecken, Sie sie wohl schon gefunden hätten."

„Laß dir deine gut gemeinte Aufforderung nicht allzu sehr zu Herzen gehen", sagte der Detektiv lachend, „du siehst, ich kann auch nicht hexen. Vielleicht haben die drei Kerle nach den Angaben, die sie in dem Testament des alten Firmont gefunden haben, den Juwelenschatz

schon gehoben und sind mit ihm bereits über alle Berge, denn hier in London dürfte ihnen der Boden zu heiß geworden sein.

Du kannst mich übrigens begleiten", wandte sich Sherlock Holmes an seinen Schüler. „Ich bin einmal in der Wohnung des Verstorbenen gewesen und kann dir sagen, daß es sich lohnt, diese Räume, die ein reines Raritätenkabinett darstellen, eine Sammlung merkwürdiger, aus allen Ländern zusammengesuchter Dinge, zu besichtigen.

Auch ein lebendes Wesen wirst du dort kennen lernen, ein Andenken, das Mr. Firmont sich aus dem dunkeln Erdteil mitgebracht hat."

Sie hatten ziemlich lange zu fahren, bis sie zur Wohnung des Sklavenhändlers gelangten.

Erst nach langem Klingeln wurde ihnen hier geöffnet. Langsam und vorsichtig schob sich ein dunkler Kopf durch den Türspalt.

„Mr. Firmont ist tot", sagte eine weiche Stimme in fremdländischer Mundart.

Schon wollte sich die Tür wieder vor den beiden Detektivs schließen, als Sherlock Holmes rief:

„Zaïre, kennst du mich nicht mehr, den Freund deines alten Herrn?"

Wieder schob sich das dunkle Gesicht vor; zwei schwarze Augen blickten ängstlich an dem großen Mann empor.

„Uh, Mr. — Mr. —"

„Sherlock Holmes", ergänzte dieser lächelnd.

Sofort öffnete sich die Tür, und beide Herren traten ein. Jetzt erst, in dem hellen Lichte, das vom Zimmer in den Korridor hineinschien, sah Harry Taxon, daß er eine reizende Quadrone vor sich hatte, die Tochter eines Weißen und einer Mulattin.

Zwar verriet das krause, dichte, tiefschwarze Haar, das in natürlichen Locken dem jungen Mädchen in den Nacken wallte, die Abstammung von der Negerrasse, doch war ihre Gesichtsfarbe nicht tiefer gebräunt, wie die einer Süditalienerin, die sie womöglich in der Reinheit und Ebenmäßigkeit der Gesichtszüge übertraf.

Sherlock Holmes sah sich in dem Zimmer um.

„Es hat sich manches hier geändert", meinte er dann.

„Ja, Mr. Sherlock Holmes", sagte das braune Mädchen schüchtern, „die Verwandten von Mr. Firmont waren schon hier und haben alles mitgenommen, was sie wegschleppen konnten."

„Und was hatten sie denn mit dir vor?"

Dem Mädchen, das vielleicht 16 Jahr alt sein mochte, traten Tränen in die Augen.

„Mich wollte niemand haben", sagte sie leise.

„Armes Kind", versetzte Sherlock Holmes, der Kleinen seine Hand auf das dunkle Haupt legend, „wovon hast du denn die Tage seit Mr. Firmonts Tode gelebt?"

Die Quadrone deutete nach den Wänden, die zum Teil noch mit Antilopengeweihen, Büffelhörnern, afrikanischen Waffen und Fellen wilder Tiere bedeckt waren.

„Ich habe manches davon verkauft", sagte sie zögernd, „ich hatte so großen Hunger."

„Hast du denn keine Furcht, hier allein zu hausen?" fragte der Detektiv mitleidig.

„Doch sehr", antwortete die Kleine hastig, „namentlich vor Maori."

Sherlock Holmes horchte auf.

„Maori?" wiederholte er, „wer ist das?"

„Ein früherer Bekannter von Mr. Firmont."

„Ist er schon öfter bei Mr. Firmont gewesen?" fragte Sherlock Holmes in dringendem Tone.

„Nicht oft, aber alle Jahre einigemal."

„Wann war er das letztemal hier?"

„Kurz vor dem Tode meines Herrn."

„Haben sich die beiden Männer gezankt, wenn sie zusammen waren?"

Die dunkelhäutige Schöne sann einen Augenblick nach.

„Nein, niemals", sagte sie dann, „aber Mr. Firmont war trotzdem sehr finster und in sich gekehrt, wenn Maori sich entfernt hatte."

„Wie lange kennst du denn den fremden Menschen?" forschte der Detektiv weiter.

„O, schon sehr lange. Ich glaube, ich habe ihn schon als kleines Kind in meiner Heimat in Afrika gesehen."

„Maori ist also ein Neger?"

„Ja, er ist ein Neger; er hat sich mit Mr. Firmont immer von Afrika unterhalten; aber ich mußte dann stets das Zimmer verlassen."

„Wie lange, nachdem Maori deinen Herrn verlassen hatte, war dieser tot?" fragte Sherlock Holmes, indem er aufmerksam alle Gegenstände, welche noch an den Wänden hingen, betrachtete.

„Ich weiß es nicht", erwiderte die Kleine, „ich war von Mr. Firmont fortgeschickt worden. Als ich nach längerer Zeit zurückkehrte, war Maori fort, und mein alter Herr lag am Boden — tot."

Sherlock Holmes nahm einen Pfeil von der Wand und besichtigte ihn genau.

„Es ist eine Waffe der Massaikrieger", wandte er sich an Harry Taxon. „Da sie die einzige ist, die nicht mit Staub bedeckt ist, kann sie noch nicht lange hier hängen."

„Das ist richtig", bemerkte Zaïre, „Maori hatte sie bei seinem letzten Besuche mitgebracht, wie er denn hin und wieder Herrn Firmont auch andere Sachen aus Afrika mitbrachte. Einmal sogar lebende Schlangen, die mein Herr aber sofort totschlug."

„Ein recht aufmerksamer Freund, dieser Neger,

Kannst du dich besinnen, Zaïre, in welcher Stellung du Mr. Firmont fandest?"

„O, es war ein schrecklicher Anblick", erwiderte das Mädchen mit zitternder Stimme, „der Kopf war weit ins Genick gezogen, und die Hände hatten sich zu Fäusten geballt, so daß die Männer, welche den Körper ins Schauhaus holten, sie nicht öffnen konnten."

„Stand hier nicht der Schreibtisch des Mr. Firmont?" fragte der Detektiv, auf eine leere Stelle der Wand deutend.

„Ganz recht, Mr. Sherlock Holmes. Die Verwandten haben ihn mitgenommen; sie haben alle Fächer durchwühlt und mich immer wieder ausgefragt, wo das Testament des Verstorbenen sei. Aber ich wußte es doch auch nicht."

„Kannst du dich erinnern, in welcher Beschaffenheit der Schreibtisch war, als du nach Hause zurückkehrtest und Mr. Firmont nicht mehr am Leben fandest?"

„Ich war so erschrocken", erwiderte die Quadrone, „als ich meinen Herrn an der Erde liegen sah, daß ich mich im Zimmer nicht weiter umgesehen habe; aber — ganz recht — die Verwandten zankten später mit mir, daß ich wohl die Schubladen des Schreibtisches aufgezogen und durchwühlt hätte. Ich hätte nach englischem Gesetze gar kein Recht an irgend einem Stück der Hinterlassenschaft, weil — meine Mutter — nicht nach hiesigem Gesetze mit Mr. Firmont — getraut worden sei", stieß die Kleine mit bebender Stimme hervor.

„Die Verwandten haben also bemerkt, daß schon vor ihnen jemand nach dem Testament gesucht hatte, und hatten dich, meine kleine Zaïre, im Verdacht?"

„So ist es, Mr. Sherlock Holmes; aber ich versichere Sie, daß ich nichts angerührt habe", erklärte die schöne Quadrone mit erhobener Stimme.

„Ich glaube dir, mein Kind. Ach, Harry", wandte sich der Detektiv an seinen Famulus, „ich sehe dort auf der Straße einen halb verhungerten, herrenlosen Hund sich umhertreiben. Nimm hier dies Stück Brot und versuche, ihn hierher zu locken."

Verwundert schüttelte der junge Mann den Kopf, als er die Treppe hinunterging, um den Auftrag auszuführen. Was doch der Meister manchmal für Einfälle bekam! Ihn auf die Straße zu schicken, um einen elenden Köter an sich zu locken.

Aber gewohnt, dem Befehle seines Meisters unweigerlich zu folgen, suchte sich Harry mit dem Straßenhunde, der an allen Haustüren umherschnupperte, anzufreunden. Es gelang ihm in kurzer Zeit, da das Tier halb verhungert war. Gierig schnappte er die ihm hingeworfenen Brocken auf und folgte dem jungen Manne, wenn auch zögernd, in das Haus.

An der Tür des Zimmers, in welchem Sherlock Holmes und das junge Mädchen weilten, stutzte der Hund, aber der Hunger war zu groß, die Brocken lockten zu mächtig, als daß er hätte lange widerstehen können. Im nächsten Augenblick schon schloß sich die Zimmertür hinter ihm, er war eingefangen.

Verwirrt blieb er an der Schwelle stehen —

„Fort von dem Hunde", rief Sherlock Holmes seinem Diener zu, „damit ich dich nicht aus Versehen treffe."

Kaum hatte Harry Taxon Zeit, beiseite zu springen, da schwirrte ein Pfeil durch die Luft.

Der Detektiv hatte ihn geschleudert; mit sicherer Hand hatte er den Hund getroffen.

Ein kurzes Schmerzgeheul erklang, das Tier wollte sich nach der Tür umdrehen, doch in demselben Augenblicke stürzte es, wie von einem elektrischen Schlage getroffen, zu Boden.

Der Kopf wurde ihm in den Nacken gezogen, die Muskeln krampften sich unaufhörlich zusammen, Schaum trat ihm aus dem Maul — nach kaum einer Minute war er tot.

Bestürzt hatte Harry und das junge Mädchen dem schrecklichen Schauspiele zugesehen.

„Es verhält sich so, wie ich mir gedacht habe", sagte nun Sherlock Holmes, vorsichtig den Pfeil vom Boden aufnehmend. „Der alte Herr Firmont ist keines natürlichen Todes gestorben.

Maori, der Neger, hat diesen Pfeil, der mit dem furchtbarsten Gifte, welches die Negerstämme kennen, dem Kurare, bestrichen ist, ohne Zweifel in der Absicht mitgebracht, seinen alten Bekannten, nach dessen Schätzen er wohl schon lange lüstern war, damit zu töten.

Zaïre hatte inzwischen das Zimmer auf einen Augenblick verlassen:

„Sagte die Kleine nicht, der Verstorbene wäre ihr Vater gewesen?" fragte Harry Taxon hastig.

„Ganz recht; sie sagte mir übrigens nichts Neues, denn der alte Firmont hat mir seinerzeit diese Tatsache selbst zugestanden."

„O, wenn wir doch eine Spur hätten, um den Schurken den Raub wieder abzujagen. Ein Jahr meines Lebens würde ich geben, wenn es mir gelänge."

Sherlock Holmes lächelte eigentümlich, als er den Pfeil sorgfältig in Papier einwickelte.

„Vorläufig nimm dies Ueberführungsstück und bringe es zu meinem Freunde, dem Polizeiinspektor Wilson. Erzähle ihm den ganzen Hergang und bitte ihn, einen Haftbefehl gegen den Neger Maori zu erwirken."

„Und Zaïre?" fragte Harry Taxon mit funkelnden Augen.

„Werde ich zunächst bei unserer guten Frau Wirtin unterbringen", versetzte der Detektiv. „Ihre Sicherheit scheint mir hier nicht wenig gefährdet. Wer weiß, was

für Schlingen hier in dieser Wohnung noch gelegt sind, die ursprünglich für den alten Firmont bestimmt waren, aber jetzt auch seiner Tochter gefährlich werden könnten."

In diesem Augenblick erschien Zaire mit einem Paket Briefe, die sie Sherlock Holmes gab.

„Ich weiß nicht", sagte sie, „was diese Papiere alles enthalten; aber ich glaube, sie sind in Ihren Händen besser aufgehoben als in den meinen. Mr. Firmont hat sie mir übergeben und mir dabei gesagt, daß ich sie gut verwahren sollte. Sie beträfen meine Zukunft."

„Ich werde sie später durchsehen, mein Kind. Nun aber folge mir, damit du fortan nicht mehr in Angst und Schrecken zu leben brauchst."

---

3. Kapitel.

Im Keller des Leichenschauhauses.

Mrs. Bonnet hatte mit offenen Armen die schöne Zaire empfangen. Sherlock Holmes wußte sie bei dieser gutmütigen Frau in ebenso guter Hut, wie bei sich selbst, und so saß er in seinem Sorgenstuhle und starrte auf die Briefe, welche ihm Zaire übergeben und die er sorgsam durchgelesen hatte.

„Keine Spur", murmelte er, „alles Briefe seiner schon längst verstorbenen Frau, die höchstens zum Beweise dienen könnten, daß in Livingstone die Ehe zwischen ihr und Firmont geschlossen worden und Zaire das legitime Kind aus dieser Ehe ist, aber keine Andeutung, wo der Juwelenschatz des alten Sklavenhändlers verwahrt worden ist.

Bei Gott, die Sache sieht trostlos aus; aller Wahrscheinlichkeit nach ist das Versteck in dem Testamente angegeben, das sich in den Händen der Verbrecher befindet, und somit wäre das große Vermögen für die einzig erbberechtigte Person, nämlich Zaire, verloren."

Da wurde die Tür aufgerissen, und herein stürmte Harry Taxon. Seine Mienen verrieten die größte Erregung, seine Pulse flogen.

„Nun?" fragte Sherlock Holmes, ruhig seine Pfeife stopfend, „was ist dir begegnet? Bist du dem Neger Maori etwa auf der Spur?"

Der junge Mann ließ sich erschöpft auf einen Stuhl sinken und wischte den Schweiß von der Stirn.

Ich fürchte, Meister", stieß er endlich hervor, „daß alle Ihre Kombinationen irrig sind, denn vor einer Viertelstunde ist die Leiche des Bureauvorstehers, der das Testament des alten Firmont den Einbrechern in die Hände spielte, aus der Themse gezogen worden."

Sherlock Holmes sprang von seinem Sitze empor. Einen Moment starrte er an seinem Schüler vorbei wie geistesabwesend ins Leere. Man sah es dem geistreichen, scharfsinnigen Mann an, wie er das neue Ereignis seinen bisherigen Feststellungen und Schlüssen anzureihen suchte; wie er prüfte, ob das Bild in den von ihm geschaffenen Rahmen, in welchem sich das Verbrechen des Mordes und des Diebstahls abgespielt hatte, hineinpaßte, oder ob er nur Trugschlüsse gezogen habe.

Endlich kam Leben in ihn.

„Wo liegt die Leiche des Mr. Jamesson?" fragte er hastig.

„Im Leichenschauhause, Mr. Sherlock Holmes", erwiderte Harry, der seinen Herrn und Meister aufmerksam beobachtet hatte.

„Gut, ich werde mich dorthin begeben. Bleibe du hier und gib auf Zaire acht."

Der Detektiv war in die nächste Droschke gesprungen, um möglichst schnell nach dem traurigen Hause zu gelangen, in welchem die Leichen unbekannter oder durch die Schuld einer dritten Person umgekommener Personen aufbewahrt werden, bis der Richter sie zur Beerdigung frei gibt.

„Ha, Wilson", rief er dem gerade aus der Leichenhalle heraustretenden Freunde zu, „du auch hier? Was meinst du zu dem interessanten Fall?"

Der Polizeiinspektor machte ein mürrisches Gesicht.

„Laß mich mit deinen interessanten Fällen in Frieden", sagte er, sich zum Gehen wendend.

„Oho", versetzte Sherlock Holmes, ihn am Aermel festhaltend, „ist dieser Fall nicht interessant genug?"

„Der Teufel mag ihn holen; wenn nur alles halb so richtig ist, wie mir dein Harry Taxon erzählt hat, die Geschichte mit der Vergiftung des alten Firmont durch Kurare, der angeblich fingierte Ueberfall des Bureauvorstehers usw., dann haben wir für ein halbes Jahr Arbeit.

Ich bin mit andern Sachen schon so überhäuft, daß ich nicht weiß, wo mir der Kopf steht. Vor einer halben Stunde war der Herzog von Norfolk bei mir und zeigte mir an, daß niederträchtige Buben auf dem Westminster-Kirchhofe das Grabdenkmal seiner Gemahlin umgestürzt haben; es ist natürlich, da es aus Marmor war, total zerbrochen. Zehn Minuten später erscheint Graf Sussex, der mir eine ähnliche Anzeige erstattet. In derselben Nacht haben höchstwahrscheinlich dieselben Schufte ein Denkmal, das vor seiner Familiengruft aufgestellt war, umgestürzt. Du solltest mich bei Ermittelung dieser Kirchhofsschänder mit deinem Rate unterstützen, es würde dein Schade nicht sein. Beide Herren haben je 1000 Pfund auf die Ermittelung der Täter gesetzt."

Sherlock Holmes machte eine unwillige Handbewegung.

„Ich verzichte auf deine Belohnung, leb wohl."

Er wandte sich von dem Polizeibeamten ab und ging in die Leichenhalle hinein.

„Wen suchen Sie, Mr. Sherlock Holmes?" fragte einer der Diener, welche den berühmten Detektiv sämtlich kannten.

„Die Leiche des Bureauvorstehers Jamesson", lautete die Antwort.

„Vor einer Minute ist er aus der Leichenhalle zum Keller geschafft worden, weil er bereits rekognosziert worden ist. Im Keller wird die Leiche nun ausgefroren, bis der Richter sie frei gibt."

„Ich muß sie unter allen Umständen sehen", erklärte Sherlock Holmes, indem er dem Manne ein größeres Geldstück in die Hand drückte.

„So folgen Sie mir."

Ein immer stärker werdendes Brausen und Sausen empfing die beiden Personen, die nun die Treppe zum Leichenkeller hinabschritten.

„Was bedeutet das?" fragte der Detektiv stehenbleibend.

„Das sind die Dampfmaschinen, welche die Kälte erzeugen; sie liegen noch ein Stockwerk tiefer in der Erde.

„Wo sind denn aber die Leichen? Ich sehe in diesem großen Keller, den eine ganz anständige Kühle durchweht, nicht eine einzige."

Der Diener deutete nach den Wänden des viereckigen Raumes.

„Bemerken Sie die vielen neben-, unter- und übereinanderliegenden Türen? Sie sind kaum zu entdecken, da sie, gleich der Wand, mit ein und derselben Oelfarbe gestrichen sind."

„Ganz recht, eine jede von ihnen scheint ein dreieckiges Loch zu haben."

„So ist es in der Tat; die Türen schließen luftdicht, das Loch ist zur Einführung des Schlüssels vorhanden, der die Tür öffnet. Eine jede schließt einen, ungefähr zwei Meter langen und dreiviertel Meter breiten Stollen ab, in dem die Leichen unter Einwirkung einer Kälte von 10° R ausfrieren.

„Brauchen Sie mich noch, Mr. Sherlock Holmes?" fragte der Diener, nachdem er einen Kasten, der die Aufschrift „Jamesson" trug, hervorgezogen hatte, „ich habe nämlich oben zu tun."

„Nein, Warwick, gehen Sie nur ruhig, ich will die Leiche genau besichtigen und brauche dazu geraume Zeit."

„Nun, hier stört Sie niemand. Wenn Sie fertig sind, brauchen Sie nur auf diesen Knopf hier zu drücken; er gehört zu einer elektrischen Klingel, die mich zu Ihnen zurückruft."

Sherlock Holmes betrachtete aufmerksam Kopf und Hals der Leiche.

„Hier auf der Stirn ist eine tiefe Schramme", murmelte er, „sie geht nicht tief ins Fleisch und ist ohne Zweifel die Wunde, die sich der Unglückliche in der Nacht selbst beigebracht hatte, um den Anschein eines Ueberfalls zu erwecken."

Vorsichtig betastete der Detektiv den Kopf der Leiche.

„Der Schädel ist ihm mit einem stumpfen Instrument eingeschlagen", fuhr er in seinem Selbstgespräch fort. „Er hat doch seine Gegner, namentlich wohl den Neger Maori, unterschätzt."

Jetzt knöpfte er die Kleidungsstücke, die der Verstorbene auf dem Leibe trug, völlig auf und untersuchte die Taschen.

„Nichts vorhanden; die Kleider sind ganz neu, weil die alten am Ufer der Themse niedergelegt worden waren, damit die Polizei glauben sollte, Jamesson sei von den Einbrechern sofort erschlagen worden. Nein, damals lebte er noch; dafür sprechen die neuen Kleider, die er sich gekauft hat; erst nachträglich ist seinen Genossen der Gedanke gekommen, sich seiner zu entledigen.

Vielleicht hatten sie nach Anleitung des Testaments den Schatz des alten Sklavenhändlers gefunden und wollten nicht mit ihm teilen, vielleicht —"

Sherlock Holmes verstummte plötzlich; seine Augen blieben an dem Halse des Erschlagenen haften, wo an beiden Seiten blaue, blutunterlaufene Flecke sichtbar wurden.

„Was ist das?" murmelte er, „der Unglückliche ist ja furchtbar gewürgt worden, dann erst hat man ihm den Schädel eingeschlagen. Merkwürdig, sehr merkwürdig."

Er untersuchte die Luftröhre und den Kehlkopf.

„Bei Gott", sagte er dann, „es gewinnt den Anschein, als wenn der Mensch gewürgt worden ist, um zu verhindern, daß er irgend etwas verschluckte. Der Kehlkopf ist fast vollständig zerdrückt."

Mit Mühe öffnete er den Mund der Leiche. Es war schon Leichenstarre eingetreten und Muskeln und Gelenke fast unbeweglich geworden.

Mit seiner elektrischen Taschenlaterne leuchtete er nun in die Mundhöhle.

„Ich habe mich nicht getäuscht", flüsterte er mit triumphierender Miene, „ich sehe im hinteren Teile des Halses einen weißen Gegenstand; entweder ein Stück Stoff oder Papier.

Er entnahm seinem Etui, das eine Menge der verschiedensten Instrumente barg, von der Nähnadel bis zum zusammensetzbaren Schraubenzieher, eine Pinzette, schob sie vorsichtig in den Mund der Leiche und suchte soviel wie möglich von dem unbekannten Stoffe zu fassen.

Endlich gelang ihm sein Vorhaben; langsam zog er an —

„Ein Stück Papier", rief Sherlock Holmes.

Schnell glättete er den feuchten Fetzen, der deutliche Spuren von Zähnen trug, ein Beweis, daß der Verstorbene noch kurz vor seinem Tode versucht hatte, ihn zu kauen.

„Es ist nur ein Rest", murmelte der Detektiv, „wer weiß, was der Unglückliche schon hinuntergeschluckt hat."

Sherlock Holmes trat ans Fenster, um besser sehen zu können, denn die Schriftzüge, welche das Papier zeigte, waren durch das Kauen und den Speichel so verwischt, daß sie kaum zu entziffern waren.

„... meine ...ter kennt ... gen ... hof auch. .. mal von Giacomo ... li ... Fluch ... fen, der ... hält Firmont."

Das war alles, was Sherlock Holmes noch zu erkennen vermochte.

„Verteufelt wenig", murmelte der Detektiv, „und doch müssen diese Zeilen so wichtig gewesen sein, daß der unglückliche Jamesson sie lieber verschluckt, als sie seinen unbarmherzigen Genossen ausgeantwortet hat. Daran, daß sie aus dem Testament des alten Sklavenhändlers stammen, ist kein Zweifel mehr. Es handelt sich um das vielgesuchte Versteck seines Schatzes."

Sorgfältig legte er den durchnäßten Zettel in sein Taschenbuch; dann klingelte er.

„Sagen Sie doch den Aerzten, welche die Leiche sezieren, daß sie auf Papierstückchen achten sollen, welche vielleicht noch im Schlunde und im Magen der Leiche sich befinden. Bringen Sie sie mir so schnell Sie können. Ihr Weg soll Ihnen gut bezahlt werden."

Der Diener schwor ihm zu, daß ihm kein Fetzchen verloren gehen sollte, und Sherlock Holmes entfernte sich.

Abgehetzt und aufgeregt wie selten langte er in seiner Wohnung an.

Er dachte weder an Zaïre noch an Harry Taxon; sein erster Gang war in seine Raritätenkammer, wo auch sein photographischer Apparat aufbewahrt wurde.

Mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit hatte er diesen zusammengesetzt; im Nu waren die dunkeln Vorhänge der Fenster heruntergelassen, so daß fast völlige Finsternis im Zimmer herrschte.

Jetzt klebte er das Stückchen Papier, das er im Halse der Leiche gefunden hatte, auf ein Brett, stellte es scharf auf die Mattscheibe der Kamera ein — ein Aufleuchten der Magnesiumlampe, und die Platte war fertig.

Nur wenige Minuten hatte die Entwickelung beansprucht.

Mit Händen, die vor Erregung bebten, hielt Sherlock Holmes jetzt die nasse Platte gegen das Tageslicht.

„So, wie ich es mir gedacht hatte", murmelte er, „die Schriftzüge haben ursprünglich so gelautet:

„meine Tochter kennt den richtigen Kirchhof auch. Es ist das Denkmal von Giacomo Diabelli. Mein Fluch soll den treffen, der ihn ihr vorenthält. Firmont."

Nach einer Weile ließ der Detektiv die Hand, welche die Platte hielt, sinken.

„Giacomo Diabelli", flüsterten seine vor Erregung zitternden Lippen, „ist ein bekannter Bildhauer, der hauptsächlich Grabdenkmäler in Marmor arbeitet. Warum hat der alte Firmont aber nur „das" Denkmal geschrieben? Soviel ich weiß, hat er doch wenigstens ein Dutzend Denkmäler geliefert."

Jetzt schien ihm ein Gedanke zu kommen.

„Halt", rief er laut, „damals, als der Mr. Firmont sein Testament schrieb, hat sich auf dem von ihm genannten Kirchhofe nur ein einziges Denkmal befunden. Darum hat er den Standort desselben auch nicht näher bezeichnet. Ein Glück, daß er wenigstens erwähnt, daß Zaïre den Kirchhof kennt."

Sinnend ging er im Zimmer auf und ab.

„Warum muß ich immer an Wilson denken", fuhr er in seinem Selbstgespräch fort, „wenn mir der Begriff ‚Grabdenkmal' und ‚Kirchhof' durch den Kopf geht?"

Plötzlich stieß er einen Triumphschrei aus.

„In der vergangenen Nacht sind ja zwei Denkmäler auf dem Westminster-Kirchhof umgestürzt worden. Beide sind von Marmor. Wenn ich auch noch nicht weiß, ob sie von dem Bildhauer Giacomo Diabelli herrühren, so kann trotzdem für mich kein Zweifel daran sein.

Aber warum hat Jamesson vor seinem Tode den wichtigen Zettel, der den einzigen Hinweis auf den Versteck gab, verschluckt? Er hat ihn vor seinen Genossen verheimlichen wollen, das ist klar; — o", rief Sherlock Holmes laut, „jetzt schwindet auch dieser Schleier!

Jamesson hat das Testament, das er selbst gestohlen hatte, seinen Genossen nicht ausgeliefert, hat ihnen wahrscheinlich erklärt, es nicht gefunden zu haben; sie haben ihm nicht geglaubt, sind ihm Tag und Nacht nachgeschlichen, haben ihn auf dem Westminster-Kirchhofe getroffen und, da er das Geheimnis nicht preisgeben wollte, ihn gewürgt und schließlich niedergeschlagen.

Ja", setzte der berühmte Detektiv bekräftigend hinzu, „diese meine Schlußfolgerung kann nicht trügen; alle Tatumstände weisen auf diese Lösung hin.

Haha", lachte er heimlich vor sich hin, „in dieser Nacht wird die Entscheidung fallen, denn die beiden Halunken, nämlich der Neger Maori und sein Genosse, der dem Notar Obrien das Märchen von der Testamentseröffnung aufgebunden hat, werden sicherlich wiederkommen und auch die andern Denkmäler auf das Versteck hin untersuchen.

Am besten wird wohl Zaïre Bescheid wissen; ich muß sie einmal fragen, wieweit sie in das Geheimnis des Schatzes eingeweiht ist."

Schon hatte er sich erhoben, um nach den Zimmern der Mrs. Bonnet zu gehen, als die Tür sich auftat und Harry Taxon eintrat.

„Gut, daß du kommst, Harry", wandte sich Sherlock Holmes an seinen jungen Freund, „ich kann dir zu deiner Beruhigung mitteilen, daß ich den Mördern des alten Firmont schon so weit auf der Spur bin, daß ich sie in der nächsten Nacht mit deiner Hilfe zu fassen gedenke."

„Ah", rief Harry, „vielleicht kommen wir dann dem Polizeiinspektor Wilson zuvor, denn er scheint auch inzwischen den richtigen Tätern auf den Fersen zu sein."

Der Detektiv blickte seinen Schüler verwundert an.

„Wilson? Den richtigen Tätern auf der Spur? Er, der mir vor einer Stunde noch erklärt hat, daß er keine Zeit für diese Sache habe? Wie kommst du nur zu dieser Ansicht?"

„Nun, er telephonierte Sie vor einer halben Stunde an und bat Sie, ihm Zaire —"

Plötzlich unterbrach er seine Rede; der Ausdruck im Gesicht seines Herrn war so furchtbar geworden, daß er vor Schreck darüber bis in die Lippen erblaßte und kein Wort mehr herauszubringen vermochte.

„Zaire?" rief Sherlock Holmes mit bebender Stimme, „was ist mit dem Mädchen? Was hat Wilson telephoniert?"

„Er hat telephoniert", stieß Harry, noch immer zu Tode erschrocken, hervor, „Sie möchten Zaire auf kurze Zeit nach der Kriminalpolizei New Scotland Yard bringen. Er möchte sie nach den näheren Umständen befragen, die dem Tode des alten Firmont vorangegangen seien. Das Verhör würde nur kurze Zeit in Anspruch nehmen."

„Und du?" versetzte Sherlock Holmes, heiser vor Aufregung, „was hast du nun getan?"

„Ich", erwiderte Harry Taxon stockend, „ich habe Zaire natürlich zur Kriminalpolizei gebracht."

„Hast du sie selbst meinem Freunde Wilson, dem Polizeiinspektor, übergeben?"

„Nein, das allerdings nicht", lautete die zögernde Antwort, „es stand ein uniformierter Policeman im Torweg des Polizeigebäudes, der sofort auf mich zukam, als ich mit Zaire aus der Droschke stieg. Er sagte mir, daß Mr. Wilson schon sehnlichst auf die Kleine wartete und er beauftragt sei, meinen Schützling zu seinem Vorgesetzten zu führen."

„Und du, wo bliebst du?" forschte Sherlock Holmes mit strenger Miene.

„Ich folgte dem Beamten natürlich und wartete auf sein Geheiß auf dem Korridor des Gebäudes; ich sah, wie er mit Zaire in ein Zimmer ging, das wohl eine Art Vorzimmer war, denn ich bemerkte durch die Türspalte eine Menge Privatpersonen und Beamte, und bin ganz beruhigt fortgegangen, als der Beamte wieder zu mir nach einer Weile herauskam und mir sagte, die Vernehmung zöge sich in die Länge, ich solle zu Ihnen, Mr. Sherlock Holmes, zurückkehren, da Sie telephonisch um meine sofortige Rückkehr ersucht hätten. Mr. Wilson würde Zaire persönlich zurückbringen."

Sherlock Holmes hatte sich langsam in einen Sessel sinken lassen.

„So nahe am Ziele und beinahe auf der ganzen Linie geschlagen", murmelte er.

„Glauben Sie denn wirklich, daß Zaire entführt ist?" fragte Harry schüchtern.

„Du zweifelst noch daran?" fuhr der Detektiv zornflammend empor.

„Wie konnte ich ahnen, daß der Beamte ein Betrüger war", meinte Harry trostlos.

„Ja, du hast recht; ich tue dir tatsächlich Unrecht, denn auch ich habe nicht daran gedacht, daß mich diese beiden Halunken beobachtet und entdeckt haben, daß ich Zaire in meine Wohnung mitgenommen habe. Sie haben den Augenblick abgewartet, in welchem ich das Haus verließ und dann den teuflischen Streich in Szene gesetzt."

„Ich kann es immer noch nicht glauben, daß hier eine Entführung Zaires vorliegt", erklärte Harry.

„Nun", erwiderte Sherlock Holmes, „wenn du dich von der Richtigkeit meiner Vermutung überführen willst, so lasse dich telephonisch mit Wilson verbinden. Ich bin sicher, daß er jetzt in seinem Bureau ist."

Nach einiger Zeit kehrte Harry Taxon aus dem Nebenzimmer zurück.

„Nun", fragte der Detektiv, der nur einen flüchtigen Blick auf das verstörte Gesicht seines Schülers geworfen hatte, „was sagt Wilson?"

„Er weiß nichts von Zaire, hat aber in dem ihm von mir bezeichneten Zimmer nachfragen lassen; die Beamten wissen nur, daß ein ihnen nicht bekannter Kollege ein junges Mädchen auf kurze Zeit dort untergebracht und es wieder abgeholt hat."

„Und wie sah der Beamte aus?"

„Er mochte in den Dreißigern sein, hat blondes Haar, ein gutmütiges Gesicht, und, wenn ich nicht irre —"

„Eine etwas schiefe Nase", ergänzte Sherlock Holmes.

„So kennen Sie ihn, Meister?"

„Leider nicht; ich erkenne in ihm nach deiner Beschreibung nur den Mann wieder, der vor zwei Tagen bei dem Notar Obrien die Rolle des trauernden Verwandten Firmonts gespielt und die Zurechtlegung des Testaments so großartig besorgt hat. Genau so, wie du den Entführer, hat Obrien mir jenen würdigen Mann geschildert."

Eine Weile sann Sherlock Holmes nach.

„Nun", sagte er, „noch ist nicht alles verloren; die Schurken haben zwar dadurch, daß sie Zaire in den Fingern haben, einen bedeutenden Vorsprung, denn sie wer-

den ohne Zweifel alles aus dem armen Mädchen herauszupressen suchen, was nur möglich ist. Kennt Zaïre irgend welche Spuren, die auf das betreffende Denkmal hinweisen, dann ist der Schatz für sie verloren."

Harry Taxon hatte Ueberzieher und Stock ergriffen.

„Wohin?" fragte Sherlock Holmes erstaunt.

„Nach dem Westminster-Kirchhofe; es ist kein Zweifel, daß dieser der richtige Kirchhof ist; ich werde mir sofort alle Denkmäler von Giovanni Diabelli merken, damit in der Nacht, wenn die Schurken kommen, sie uns in die Arme laufen müssen."

„Gut, wenn es dich beruhigt, so führe deine Absicht aus."

„Armer Kerl", sagte er, als der junge Mann hinausgeeilt war, „du wirst Augen machen, wenn du den ungeheuren Begräbnisplatz siehst. Aber die Idee ist nicht schlecht; wir brauchen nur ein wenig Glück."

4. Kapitel.

Die Niggersänger.

Die Nacht war dunkel und stürmisch, wie gemacht zu lichtscheuen Taten.

Sherlock Holmes und Harry Taxon hatten sich bei Tage auf den Westminster-Begräbnisplatz geschlichen und sich am Abend einschließen lassen. Beide hatten sich gut verkleidet, weil sie befürchten mußten, von Maori und seinen Genossen erkannt zu werden.

Mit wahrem Feldherrnblick hatte der Detektiv die Situation überschaut.

Dort an der Mauer, die von außen an dieser Stelle leicht zu übersteigen war, lag ein Erbbegräbnis.

Eine eiserne, reich verschnörkelte Tür sperrte den Eingang zum Innern, das eine Art Kapelle bildete, ab. Hierher lenkte Sherlock Holmes, gefolgt von seinem Schüler, die Schritte.

Von Grab zu Grab, von Denkmal zu Denkmal huschend, um sich nicht den Blicken der beiden Verbrecher, die auch schon auf der Lauer liegen mochten, auszusetzen, rückten sie gegen das Erbbegräbnis vor.

Endlich hatten sie es erreicht; mit einem seiner ausgezeichneten Dietriche hatte der Detektiv die Tür geöffnet. Leise schlüpften beide Personen hinein. Sie waren hier gut aufgehoben. Der kapellenartige Bau, unter dem der eigentliche Beisetzungsraum sich befand, schützte sie vor dem Sturm, und andererseits gewährte die eiserne Gittertür ihren Augen über den weiten Begräbnisplatz freien Durchblick.

„Ich müßte mich sehr täuschen", flüsterte der Detektiv seinem jungen Freunde zu, „wenn die Schufte nicht an dieser Stelle übersteigen sollten. Eine bessere Gelegenheit hierzu finden sie anderswo sicher nicht."

„Wieviel Denkmäler von Diabelli hast du gezählt?"

„45."

„Nun, es müßte ja dann ein besonderes Glück sein, wenn die Kerle sobald das richtige finden, vorausgesetzt, daß sie aus Zaïre nicht das Geheimnis herausgepreßt haben."

Immer dunkler und stürmischer wurde es draußen.

Da — Harry Taxon fuhr zusammen, als hätte ihn eine Schlange gestochen.

„Ein Licht!" stieß er mit bebender Stimme hervor, „es hüpft von Grab zu Grab; jetzt scheint es ganze Gräberreihen zu überspringen, jetzt geht's die Kreuz und Quer; nun entfernt es sich und erscheint mir nur als schwaches Fünkchen — jetzt ist es verschwunden; was mag es wohl gewesen sein?"

Sherlock Holmes hatte sein Gesicht an das eiserne Gittertor gepreßt und verfolgte ebenfalls mit steigender Spannung die Lichterscheinung.

Jetzt, da sie verschwunden war, atmete er schwer auf.

„Die Schatzgräber", murmelte er. „Sie sind bei der Arbeit; anscheinend haben sie das richtige Denkmal noch nicht gefunden. Mit ihren elektrischen Laternen leuchten sie die Inschrift des Denkmals ab, die ein jeder Bildhauer in sein Werk gräbt. Daher das Hin- und Herschlüpfen des Lichts."

In diesem Augenblick blitzte das Licht wieder auf; es blieb aber jetzt auf ein und derselben Stelle stehen.

„Sie haben wieder ein von Diabelli angefertigtes Denkmal entdeckt."

Ein dumpfer Ton drang zu den beiden Detektivs herüber.

„Jetzt haben sie es umgestürzt. Schnell, Harry, den Revolver heraus und mir nach; womöglich haben sie das richtige entdeckt und suchen jetzt nach dem Schatze. Das Licht wird uns ein sicherer Führer sein."

So schnell die Dunkelheit und die engen Stege zwischen den Gräberreihen es gestatteten, eilte Sherlock Holmes vorwärts.

Wenn auch das Licht ein wenig von der Stelle rückte, so nahm die Entfernung der beiden Detektivs von ihm doch mit jedem Schritte ab.

„Die Schufte haben eine Blendlaterne", flüsterte Sherlock Holmes, „darum entschwindet uns das Licht auf Sekunden."

Jetzt waren sie der verhängnisvollen Stelle so nahe, daß sie deutlich zwei Schatten sehen konnten, die in dem Laternenschein hin und her huschten.

„Die Kerle suchen noch", flüsterte Harry.

Da — beide Personen blieben vor Schreck und Ueberraschung wie gebannt stehen.

Ein wilder Jubelschrei war ihnen von jener Stelle, die vielleicht noch fünfzig Meter von ihnen entfernt war, entgegen geklungen.

„Sie haben den Schatz gefunden", stöhnte Sherlock Holmes auf, „vorwärts, vorwärts, jetzt müssen wir uns an ihre Fersen heften, um Jaïre zu finden; zum zweiten Male kommen sie nicht zum Kirchhofe und weisen uns den Weg zu dem armen Mädchen."

Schon setzten sie sich in Bewegung, da standen vier dunkle Gestalten vor ihnen.

„Steht, ihr Schufte!" schrie eine Stimme, die geeignet war, Tote zu erwecken, „haben wir euch endlich erwischt, ihr Grabschänder?"

Kräftige Fäuste packten die beiden Detektivs, die im nächsten Augenblick am Boden lagen.

„Laßt uns los", kreischte Harry, „dort drüben laufen die, welche Ihr sucht."

Ein stürmisches Gelächter antwortete ihm.

„Nein, mein Sohn, auf den Sumpf kriechen wir nicht mehr, so dumm sind wir nicht. Her jetzt mit der Laterne, damit wir sehen, wen wir vor uns haben."

„Allmächtiger", rief der eine, der den Detektiv so gewürgt hatte, daß dieser fast blau im Gesicht war, „Mr. Sherlock Holmes!"

„Ja", stöhnte dieser, den schmerzenden Hals reibend, „das habt ihr wieder einmal schön gemacht. Statt auf die beiden Kerle zu achten, die einen Steinwurf weit von euch eine dritte Bildsäule umgeworfen haben, fallt ihr über uns her und drückt mit euren Fäusten uns die Kehle zu. Nun eilt dorthin, wo jetzt das Licht noch immer brennt, und seht zu, was ihr noch retten könnt."

Die Policemen ließen sofort von den beiden Detektivs ab und stürzten nach der bezeichneten Stelle.

Harry wollte sie begleiten, doch Sherlock Holmes riß ihn mit Gewalt zurück.

„Keinen Schritt weiter", raunte er ihm zu, „wer weiß, ob die Kerle hier nicht auf der Lauer liegen; sie haben doch ohne Zweifel den Lärm hier gehört, und namentlich meinen Namen, den jener Dummkopf ja laut genug schrie. Glaubst du, sie hätten nur aus Versehen die Laterne so gestellt, daß sie Hunderte von Metern leuchtet?"

„Also eine Falle", murmelte Harry, den Revolver zur Hand nehmend.

„Und keine dumme; wenn die verdammten Policemen, welche uns den ganzen Fang verdorben haben, sich nicht in acht nehmen, dann haben sie eine blaue Bohne zwischen den Rippen, schneller als sie es denken."

In diesem Augenblick blitzte es aus einem Gebüsch, das ungefähr 20 Meter von der elektrischen Laterne entfernt war, auf. Ein Schuß erklang, ein Schrei antwortete.

„Die Kugel galt mir, da die Kerle leider wissen, daß ich mich der Sache Jaïres angenommen habe. Hoffentlich hat sie nicht zuviel Unheil angerichtet."

Ein Policeman hatte die Kugel in den Arm erhalten.

„Das nächstemal lassen Sie mich lieber die Verbrecher greifen", meinte Sherlock Holmes, als er des stöhnenden Mannes ansichtig wurde. „Ich verstehe mich besser darauf."

Vorsichtig löschte er die Laterne und schlich nach dem Gebüsch, wo er den Schuß hatte aufblitzen sehen.

Niemand war mehr zu sehen; die Räuber hatten längst das Weite gesucht.

Jetzt begab sich der Detektiv nach der Stelle, wo die zerbrochene Statue lag. Sorgfältig leuchtete er das Postament, auf dem die Bildsäule gestanden, ab.

Es war von den beiden Verbrechern etwas in die Höhe gehoben worden.

„Blick dir einmal diese Stelle, die bisher von dem Postament bedeckt gewesen ist, an", forderte Sherlock Holmes seinen jungen Freund auf.

Harry Taxon bückte sich und nahm die Stelle in Augenschein; seufzend richtete er sich empor.

„Hier hat ein Kistchen gestanden", sagte er; „es kann keinem Zweifel mehr unterliegen, daß dies hier das Versteck des alten Sklavenhändlers gewesen ist."

„Ganz meine Meinung", versetzte der Detektiv, „diese Statue hier hatte ihren Standpunkt fast am Ende des ungeheuren Begräbnisplatzes. Sie ist damals, als der alte Firmont seinen Schatz vergrub, sicher die einzige gewesen. Er hat ein Loch unter das Postament gegraben, so daß das Juwelenkästchen gerade darin Platz hatte, hat dann die Erde wieder zugeschüttet und war nun sicher, daß niemand seinen Schatz heben konnte."

„Wollen wir uns nicht noch auf die Suche nach den beiden Räubern machen?" fragte Harry.

„Nein, mein Sohn, das ist vorbei; im günstigsten Falle könnten wir bei dieser Dunkelheit eine Kugel in den Leib bekommen. Heute ist nichts mehr zu machen, der Schatz ist unsern Händen vorläufig entrissen."

— — — — — — — — — —

In dem Vororte Mortlake, kurz vor dem inneren Polizeibezirke von London, glaubt man nicht mehr in Europa zu sein, denn wohin das Auge blickt, überall Schwarze.

Es gibt deshalb keinen verachteteren Ort, als Mortlake. Hier, wo er unter seinesgleichen lebt, wo er nicht wie ein Hund umhergestoßen wird, wo er sogar von dem Restaurateur freundlich behandelt wird, weil dieser ebenfalls ein Schwarzer ist, fühlt sich der Neger wohl.

Schwarze Matrosen, welche in Amerika oder einem

andern Erdteile gechartert waren, zur Reise nach England, und welche in London hängen geblieben waren, und nach Mortlake gezogen. Sie gehen tagsüber nach dem Hafen, um als Dockarbeiter schwer zu arbeiten.

Aber abends trifft sich alles, was eine schwarze Haut hat, in Mortlake wieder: der Arbeiter, der Geld in der Tasche hat, um es in den Schenken zu verjubeln, der Faulenzer, um von dem Ueberflusse seiner Stammesgenossen zu schmarotzen.

Aus jedem Restaurant klingen Negerlieder zu eigenen Instrumenten, oder noch öfter zur Gitarre. Es gibt kleine Negerkapellen und auch einzelne Künstler, die Nacht für Nacht durch die Schenken ziehen. Ist ein weibliches Mitglied vorhanden, so ist hundert gegen eins zu wetten, daß sie Cakewalke tanzt.

Folgen wir einem Paare, das soeben in einer der größeren Schenken verschwindet.

Der Mann, mit einem alten Frack angetan, dessen Schöße auf dem Erdboden nachschleppen, einen übermäßig hohen, grauen Zylinder auf dem Kopfe, die Geige unter dem Arm.

Die Frauensperson, ein großkariertes Kleid auf dem Leibe und einen abenteuerlichen Hut, auf dem ein halbes Dutzend Federn und ein halber Garten angebracht waren, auf dem Kopfe.

Mißtönendes Gegröhle und wüstes Geschrei empfing die beiden Musikanten.

„Ladies und Gentlemen", redete der Geiger die Anwesenden an, „einen Augenblick Gehör für Onkel Tom und seine Nichte Jenny."

„Drei Cheers für Onkel Tom", schrie ein halb betrunkener Neger.

„Was wollen die höchst ehrenwerten Ladies und Gentlemen von uns hören? Wir kommen direkt aus den United States (Vereinigten Staaten)."

„Den Yankee doodle", schrie ein halbes Dutzend Schwarzer.

„Gut, Ladies und Gentlemen; ihr sollt den Nationalgesang unserer Heimat hören, wie man ihn in den feinsten Saloons, wie er bei den Dinners der fünften Avenue nicht besser vernommen wird. Meine Nichte, welche der berühmteste Star der Frisko-Oper gewesen, ist nur zu dem Zwecke nach England gekommen, um ihren Landsleuten den Yankee doodle vorzutragen."

„Drei Cheers for old Jenny", schrie der Neger, welcher schon vorher Onkel Tom hatte hoch leben lassen.

Jenny machte auf diese Huldigung einen verschämten Knix, trank aber unmittelbar darauf ein ihr präsentiertes Glas Grog auf einen Zug aus.

Der Onkel Tom setzte seine Geige unter das Kinn und trug als Einleitung einen Negertanz vor, der alle Anwesenden so begeisterte, daß sie vor Freude die Melodie mitbrüllten und sieben Glas Grog für den Künstler bestellten.

„Jetzt, Boys, Achtung for Yankee doodle."

Und sofort mit der einsetzenden Melodie sang Jenny mit einer Stimme, die wie die eines gewerbsmäßigen Ausschreiers klang, nur womöglich noch schriller und blecherner:

„Yankee doodle, tippe tappe, Yankee doodle dandy."

Des Jubels war kein Ende, als alle Verse, die kaum in eine andere Sprache zu übersetzen sind, heruntergeleiert waren. Man mußte es dem geigenden Neger lassen, daß er seine Kunst verstand; desto erbärmlicher, wenigstens für ein europäisches Ohr, war Jennys Gesang.

Aber keiner von den Negern nahm hieran Anstoß; im Gegenteil. Je schriller und greller sie die Töne in die betrunkene Gesellschaft hineinschmetterte, desto lebhafter applaudierte diese ihr.

„Jetzt, Boys, Achtung for Cakewalke."

Jubelnd stimmten die Anwesenden in den Ruf ein.

Jenny jetzt mit ihren Gliederverrenkungen zu sehen, war wirklich ein Vergnügen.

Es war schwer zu sagen, ob sie den Bauchtanz der Beduinen nachahmen oder den Zuschauern einen Begriff vom Pariser Cancan beibringen wollte. In den Augen der Neger waren ihre Darbietungen aber von vollendetster Anmut und Eleganz und noch nie hatte der Barkeeper so gute Geschäfte an seinem Schanktische gemacht, wie heute.

Erschöpft ließ sich Jenny nach Beendigung ihres Tanzes in einen Stuhl sinken; drei Drinks — Gemisch von Sherry brandy und Sodawasser —, die ihr von verschiedenen Negerjünglingen gereicht wurden, stürzte sie schnell hintereinander hinunter, um dann, wahrscheinlich in der Absicht, den Magen vor Erkältung zu bewahren, zwei kleine Rums nachzugießen.

Onkel Tom, der Geiger, der im Gegensatz zu seiner Nichte sehr mäßig war, setzte von neuem die Geige an, und ein altes Negerlied, das manche Mutter wohl schon ihrem hier lauschenden Sohne gesungen hatte, erklang, aber so süß und innig, daß fast augenblickliche Stille eintrat und die Melodie nur leise und zaghaft mitgesungen wurde.

Jenny hatte sich nicht weiter um ihren Onkel Tom gekümmert. Sie ließ sich von der jungen Negerwelt auf das unverschämteste die Cour schneiden, sie duldete, daß die heißblütigen Jünglinge ihren Arm um ihre Taille legten und sie in die Wangen kniffen.

Nur, als einer in seiner Verliebtheit sie in die Arme schließen und einen Kuß auf ihre dicken, blutroten Lippen drücken wollte, gab sie ihm einen so kräftigen Stoß, daß er sich etwas unsanft auf die Erde setzte.

Onkel Tom verzog bei diesen Tändeleien seiner

Nichte keine Miene; nur hin und wieder flog ein prüfender Blick nach der Umschwärmten.

Eine Melodie nach der andern ertönte von seiner wunderbaren Geige.

Da — mit einem grellen Mißklang brach er ab; kurz zuvor hatte er noch einen prüfenden Blick nach seiner Nichte geworfen.

„Ladies und Gentlemen", wandte er sich an seine Zuhörer, „ich danke euch für eure Aufmerksamkeit und eure Liebenswürdigkeit, mit der ihr uns bewirtet habt."

Noch suchten die schwarzen, ehrenwerten Halunken in allen Taschen nach kleiner Münze, um sie dem Geiger, wie es dort Sitte war, in den Hut zu werfen, als Onkel Tom schon, gefolgt von seiner Nichte, aus dem Lokal hinausgegangen war.

Eine Zeitlang schritten Onkel und Nichte schweigend nebeneinander. Dann, nachdem ersterer sich vorsichtig umgesehen hatte, wandte er sich an seine Begleiterin:

„Nun, Harry, was hast du erfahren?"

„Alles, was wir wissen wollen, Meister."

„Hast du Maoris Wohnung erkundschaftet?" forschte Sherlock Holmes.

„Allright, Meister; sie befindet sich, wie Sie ganz richtig vermuteten, hier in Mortlake. Ein einsames Haus an dem Wege nach Leistershire."

„Ist er heute noch hier gesehen worden?" fragte der Detektiv weiter.

„Nein, seit zwei Tagen hat er sich nicht mehr blicken lassen; seinen weißen Begleiter hat niemand gesehen; der muß sich entweder in der Wohnung versteckt gehalten haben oder in London wohnen."

„Und Zaire?"

Harry Tapon seufzte tief auf.

„Sie hat ebenfalls niemand bemerkt; das will aber nichts sagen", setzte er eifrig hinzu, „Maori wird sie in seiner Wohnung eingeschlossen halten."

Sherlock Holmes zuckte die Achseln. „Wer kann wissen, was in einer so schwarzen Seele, wie die Maoris, vorgeht", meinte er.

5. Kapitel.

Blue Jack.

„Ich bin dafür, daß wir gleich dem schwarzen Halunken auf den Leib rücken", begann Harry schüchtern.

„Wir sind schon dabei, mein lieber Harry", erwiderte Sherlock Holmes, „dieser Weg führt an dem einsamen Hause, das mir wohl bekannt ist, vorbei. Wir müssen unsere Rolle als Nigger, die wir bis jetzt ja ausgezeichnet gespielt haben, beibehalten.

Ich werde mich vor das Haus stellen und spielen; vielleicht erlangen wir Eintritt in dasselbe oder wenigstens die Gewißheit, ob Maori daheim ist. Was dann geschehen wird, weiß ich noch nicht, das muß die augenblickliche Eingebung bringen."

Harry Tapon knirschte leise mit den Zähnen.

„Ich gehe nicht ohne Zaire nach Hause", murmelte er, „und wenn ich beide Schufte über den Haufen schießen müßte."

„Geduld, Geduld", ermahnte Sherlock Holmes; „du mußt daran denken, daß unsere Gegner höchst beachtenswerte Feinde sind, die sehr wohl wissen, daß es um ihren Hals geht. Gehen wir nicht sehr besonnen vor, dann könnte leicht einer von uns ins Gras beißen."

Nun waren beide Detektivs in die Nähe des Hauses gekommen.

Es sah verfallen und unwohnlich aus. Die Tür war fest verschlossen, an den Fenstern, die ohne Gardinen waren, zeigte sich kein Licht; kein Laut wurde hörbar.

„Die Sache sieht nicht vielversprechend aus", flüsterte Sherlock Holmes, „aber wir müssen es einmal mit unserm Plane versuchen."

Er stellte sich auf der Straße unmittelbar vor dem Hause auf; erst leise, dann immer lauter erschollen seine Klänge zu den dunkeln Fenstern empor.

Kein Laut war hörbar, kein Fenster erhellte sich; kein Gesicht zeigte sich an einer der unsauberen Scheiben. Jetzt ließ Sherlock Holmes eine seiner wilden Negerweisen ertönen, denen keines Schwarzen Herz widerstehen kann, eines jener melancholischen Lieder, wie er sie vorhin im Restaurant zum besten gegeben hatte.

Dann wartete er einen Moment, ob er nun die Bewohner hervorgelockt habe.

„Es ist umsonst", flüsterte er Harry zu, „Maori und seine Umgebung ist ausgeflogen; meine Ahnung hat mich nicht getäuscht; sie sind sicher mit dem Schatz außer Landes gegangen."

„Und Zaire?" fragte Harry erwartungsvoll.

„Die haben sie mitgenommen."

Noch einmal warf Holmes einen prüfenden Blick auf das Haus; als aber alles nach wie vor still blieb, wandte er sich zum Gehen.

„Ich möchte doch noch erst die alte Hütte durchsuchen", meinte Harry zögernd.

„Du hast ganz recht, mein Sohn, ich dachte selbst schon daran. Es wäre immerhin möglich, daß wir einen Hinweis fänden, ob die beiden Schufte endgültig ihr Heim hier aufgegeben oder wohin sie sich gewendet haben."

Vorsichtig schlichen die beiden Detektivs zur Tür. Der geschickte Dietrich von Sherlock Holmes machte nur wenig Geräusch, als er das Schloß öffnete.

Kaum wagten die beiden zu atmen, als sie nun im dunkeln Hausflur standen. Aufmerksam lauschten sie,

ob nicht ein Laut aus einem der Parterre oder der oberen Räume zu ihnen herüber drang. Aber nichts ließ sich hören.

Mit einem schnellen Entschluß riß Sherlock Holmes die nächste Tür auf und leuchtete mit der elektrischen Laterne hinein.

Nur das notwendigste Zimmergerät war zu erblicken, noch dazu in einem erbarmungswürdigen Zustande. In dem Nebenraume sah es ebenso aus. Es lagen aber alle Kleidungsstücke umher, als hätte jemand Musterung in seiner Garderobe gehalten und das beste herausgesucht.

„Sie sind abgereist", sagte Sherlock Holmes, auf die Lumpen deutend.

„Auch Zaire ist vor der Abreise noch in diesem Raume gewesen", versetzte Harry, auf einen kleinen Kamm deutend, den er als Eigentum der schönen Quadrone bestimmt wiedererkannte.

„Wenn wir nur eine Spur hätten, wohin die flüchtige Reise gegangen ist?" warf der Detektiv sinnend ein. „Der Vorsprung, den die Banditen haben, kann gar nicht so groß sein.

Vor 24 Stunden lagen sie noch auf dem Westminster-Kirchhofe auf der Lauer; vor 12 Stunden, also in den ersten Vormittagsstunden, können sie erst nach dem Kontinent abgereist sein. Das nächste Land ist Frankreich. Da Firmont selbst von Geburt Franzose ist und nach Aufgabe seines fluchwürdigen Geschäfts als Sklavenhändler eine ziemliche Zeit wieder in Frankreich seinen Wohnsitz genommen hatte, so ist nicht unmöglich, daß auch Maori dort gewohnt hat. Vielleicht ist Firmont, um dessen Verfolgungen zu entgehen, erst nach England übergesiedelt."

Der Rundgang durch alle Räume erwies sich als resultatlos; es war keine Spur von den früheren Bewohnern zu finden.

„Es bleibt uns nun nur noch der Keller übrig", sagte Harry Taxon niedergeschlagen, „aber den können wir uns wohl schenken."

„Der Vollständigkeit wegen wollen wir auch ihn durchsuchen", entschied Sherlock Holmes.

Eine feuchte, modrige Luft schlug ihnen, als sie die morsche Steintreppe hinunterstiegen, entgegen.

Plötzlich blieben beide wie gebannt auf den untersten Stufen stehen.

„Was war das?" rief Harry mit unterdrückter Stimme.

„Mir klang es wie ein leises Stöhnen", versetzte der Detektiv leise.

Angestrengt horchten beide in den dunkeln Raum hinein.

„Kein Zweifel, hier liegt ein Mensch oder ein Tier, das unserer Hilfe bedarf", rief Sherlock Holmes laut, indem er die leuchtende Laterne hoch emporhielt und in die Abteilung des Kellers drang, aus der noch immer das Wimmern und Stöhnen hervorklang.

„Dort, dort", schrie Harry, auf einen Gegenstand deutend, der in einer Ecke lag.

In der nächsten Sekunde waren beide Detektivs hinzugesprungen.

Ein Schrei des Entsetzens entrang sich Harrys Lippen.

„Es ist der falsche Policeman", rief er, „der mir Zaire auf New Scotland Yard abgenommen hat."

An beiden Füßen gefesselt, die Hände auf den Rücken geschnürt, einen Knebel im Munde, so lag der Mann auf dem nackten Erdboden. Um seinen Hals war ein Strick gebunden, der an einem eisernen Ringe ziemlich straff befestigt war. Die Füße waren an eine Tür gebunden. Bewegte sich der Unglückliche, so geriet er in Gefahr, sich zu erdrosseln.

Und wie mochte er, der auf den harten Steinen in der furchtbarsten Lage gelegen hatte, gelitten haben!

Mit einem raschen Schnitte trennte Sherlock Holmes die Fesseln und befreite den Menschen, der kaum noch atmen konnte. Wie tot, nur noch leise röchelnd, blieb er an der Erde liegen.

„Wasser, Harry, schnell Wasser; etwas Kognak habe ich noch bei mir. Wir müssen alles aufbieten, um diesen Menschen am Leben zu erhalten. Er ist im Besitz des ganzen Geheimnisses, wohin sich Maori und Zaire gewandt haben."

So schnell ihn seine Füße trugen, stürzte Harry Taxon davon; es bedurfte nur des Namens Zaire, um seinen Schritten Flügel zu verleihen.

In wenigen Minuten war er mit einer Schale Wasser wieder zur Stelle.

„Richte den Mann ein wenig in die Höhe, damit ich ihm einige Tropfen einflößen kann", forderte der Detektiv ihn auf.

Kaum vermochte der Unglückliche zu schlucken; seine Kehle war ihm wie ausgedörrt; hörbar glitt das Wasser durch die Speiseröhre. Unaufhörlich rieb ihm Sherlock Holmes Arm- und Fußgelenke, um das Blut in Zirkulation zu bringen, und endlich vermochte der Mann die Glieder zu bewegen.

„Wir müssen ihn nach oben auf eines der Betten legen; er scheint Fieber zu haben, wovon wir ihn in der kürzesten Zeit befreien müssen."

Mit unsäglicher Mühe gelang es den beiden, die schwere Gestalt des Mannes die Treppe hinauf zu tragen.

„Na, Harry", wandte sich Sherlock Holmes an seinen jungen Freund, „nun mußt du, trotz deiner Verkleidung als Niggermädchen, nach Hause, dich umziehen, mir

meinen Anzug in die Reisetasche packen und alles hierher bringen.

Zuvor aber schläfst du dich gehörig aus, denn vor morgen mittag wird wohl hier nichts zu machen sein. Der Mann wird wahrscheinlich in tiefen Schlaf verfallen und erst gegen Morgen zu sprechen sein."

„Und Ihr, Meister?" fragte Harry besorgt.

Sherlock Holmes wies auf einen Stuhl neben dem Lager des Kranken.

„Sollte mich wirklich das Schlafbedürfnis ankommen, dann schlafe ich auf jenem Stuhle ein wenig. Du weißt ja, daß ich in jeder Stellung schlafen kann. Zu befürchten habe ich nichts, da Maori leider nicht mehr zurückkehren wird und der Kranke keine Kraft hat, mir zu schaden."

Harry Taxon nahm seine Röcke zusammen und war in der nächsten Minute schon auf der Straße, um noch den letzten Zug, der ihn nach dem Zentrum von London führen sollte, zu erreichen. Gelang es ihm nicht, so hatte er die angenehme Aussicht, 2—3 Stunden die Nacht hindurch zu wandern, was ihm im Hinblick auf seine weibliche Kleidung sehr unangenehm war.

Aber das Glück war ihm hold; gerade, als er außer Atem den Bahnhof erreichte, lief der Zug ein.

Wie Sherlock Holmes es vorher gesagt hatte, so kam der Kranke erst bei Tagesanbruch zum Bewußtsein.

Erstaunt blickte er den Detektiv an.

„Mr. Sherlock Holmes", flüsterte er, wie wenn er seinen Augen nicht traute.

Er blickte dann im Zimmer umher, und plötzlich fiel ihm die furchtbare Lage ein, in welcher er sich befunden hatte.

„Fühlt Ihr Euch wieder wohl?" fragte der Detektiv, der seine Haut inzwischen entfärbt hatte.

„Ja", stieß er hervor, „Ihr habt mich gerettet?"

„Allerdings; zum Dank dafür, daß Ihr mir Zaire entführt habt."

Einen Augenblick verdüsterten sich die Mienen des Kranken.

„Ich konnte nicht anders handeln", murmelte er, „Maori hatte mich ganz in seiner Gewalt."

„Ihr habt also in der vorletzten Nacht den Schatz des alten Firmont auf dem Westminster-Kirchhofe gefunden?" fragte Sherlock Holmes.

Eine Sekunde stockte jener.

„Ja", sagte er dann, „der Teufel mag ihn holen."

„Zunächst hat ihn Maori geholt und Euch kalt gestellt."

Der Kranke knirschte mit den Zähnen; er versuchte sich zu erheben.

„Er soll es mir büßen, Mr. Sherlock Holmes", wandte er sich mit kräftiger Stimme an diesen, „Sie kennen mich wohl nicht mehr?"

„O doch", erwiderte der Detektiv mit spöttischem Lächeln, „Ihr seid der alte Einbrecher Jack Brown, mit dem Spitznamen „Blue Jack" (der blaue Jack) wegen Eurer Säufernase."

„Nun denn; Sie sind auf der Jagd nach dem Schatze und der schönen Quadrone, die sich beide zurzeit in Maoris Händen befinden. Wollen wir nicht ein Kompaniegeschäft machen?"

„Bin nicht abgeneigt; aber erst sagt mir, was für einen Anteil an dem Geschäfte Ihr haben wollt?"

„Laßt mir den Maori auf meinen Teil; gelingt es uns, auch des Schatzes habhaft zu werden, so könnt Ihr mir abgeben, was Ihr wollt. Zu mehr als ein paar bewußtlosen Tagen wird es ja doch nicht reichen."

„Könnt Ihr das Trinken nicht lassen, Mann?"

„Nein, Mr. Sherlock Holmes, ich kann und will auch nicht mehr; bin mal ein wohlhabender Restaurateur gewesen, habe Haus und Hof und Weib und Kind gehabt — der Trunk hat mir alles geraubt. Ich bin von Stufe zu Stufe gesunken und das geworden, was ich jetzt bin.

Habt Ihr nicht einen Whisky hier? Ich komme vor Durst um."

Sherlock Holmes mischte Kognak mit Wasser und reichte es dem Säufer, der den Trunk hinunterstürzte.

„Ah, Dank, tausend Dank, Mr. Sherlock Holmes, es war zwar nur dünn, aber es frischt mich auf. An Euch habe ich wirklich nicht gedacht, wenn ich an die Möglichkeit einer Rettung dachte, aber glaubt mir, Blue Jack kann auch dankbar sein, und nun fragt mich, was Ihr wollt."

„Wie ist es dem Neger nur möglich gewesen, Euch so zu fesseln, wie ich Euch fand?"

„Er hat mich total betrunken gemacht, Mr. Sherlock Holmes, nachdem wir kurz zuvor über die Teilung der Juwelen und Zaire einig geworden waren. Das Mädchen sollte ihm gehören nebst der größeren Hälfte der Brillanten, und daraufhin tranken wir, bis ich an der Erde lag. Der Schuft hatte mir zweifellos ein Betäubungsmittel in den Brandy gemischt."

„Warum hat er Euch nicht getötet, wie er den alten Firmont getötet hat?"

Blue Jack lachte heiser auf.

„Weil er an Aberglauben leidet; er tötet keinen Menschen, aber er läßt sie auf andere Weise zugrunde gehen. Dem alten Firmont hat er einen vergifteten Pfeil hingehalten. Ein Griff nach der Spitze — und Firmont war hin. Mir schnürte er Hände, Füße und den Hals zusammen; blieb ich so am Leben, schön; wenn nicht, so hatte er mich nicht umgebracht.

Wie gesagt, solch Neger hat auch ein Gewissen. Aber ich rechne mit ihm jetzt ab, Mr. Sherlock Holmes, und ich sage Euch, ich habe kein Gewissen."

„Zunächst sagt mir, wo er sich jetzt aufhält?" fragte der Detektiv gespannt.

„In Paris."

„Will er die Juwelen dort verkaufen?"

„Noch nicht. Er wußte, daß Ihr uns auf den Fersen waret und fürchtete, daß Ihr die Pariser Polizei telegraphisch benachrichtigen würdet; darum will er die Juwelen vorläufig noch an einem sicheren Orte verwahren und später erst, wenn Gras über die Geschichte gewachsen ist, verkaufen."

„Kennt Ihr den Ort?"

„Ganz gewiß; habt Ihr einmal von den Katakomben gehört, in denen vor vielen Jahrhunderten die Leichen bestattet wurden?"

Sherlock Holmes horchte auf.

„Die Katakomben?" wiederholte er dann, „ich habe allerdings davon gehört: meiner Meinung nach ist der Zugang aber längst vermauert, weil jeder Mensch, der sich in diese Steinbrüche getraute, verloren ist, denn niemand kann sich aus diesem Labyrinthe von Kreuz- und Quergängen wieder heraus finden."

Blue Jack lächelte pfiffig.

„So sagen alle Policemen", versetzte er geheimnisvoll, „und wissen es auch nicht anders; und trotzdem existieren sogar zwei Zugänge."

„Das ist mir neu", bekannte Sherlock Holmes, „ich bin selten in Paris gewesen und hatte keine Gelegenheit, die Katakomben kennen zu lernen."

„Das glaube ich wohl; die Pariser Polizei kennt auch nur den einen, der vom freien Felde in einer wüsten Gegend als Absturz in einen ganz kleinen Teil der Steinbrüche führt, die hier offen zutage liegen, aber 20 bis 30 Meter tief sind. Nur der, welcher sich an einem Seil hinunterläßt, gelangt heil auf den Grund der Katakomben. Es ist auch eine feste Bewehrung um das Loch gemacht, damit kein Unglück geschieht. Es kommt aber auch kein Mensch hierher, weil sich niemand das Genick brechen will."

„Und der zweite Eingang?" forschte Sherlock Holmes.

Zögernd wiegte Blue Jack den Kopf hin und her, endlich sagte er:

„Es ist ja ganz egal, wenn ich mich an Maori rächen und ich Hand in Hand mit Euch arbeiten will, kann ich es Euch sagen. Kennt Ihr die Barrière d'Enfer?"

„Ja, sie liegt draußen an der Banlieu."

„Ganz recht; dort steht ein altes Haus, so eines, wie dies hier; auch abseits vom Wege und nur von einem Publikum besucht, das das Tageslicht zu scheuen hat. Hier war der alte Eingang zu den Katakomben. Heimlich ist er wieder von den Kunden, die die Kneipe in dem einsamen Hause besuchen, geöffnet worden. Maori ist selbst in den Katakomben gewesen und hat schaurige Dinge erzählt von seinem Aufenthalt dort. Die Särge stehen in den Gängen zu zweien und dreien übereinander, sind zum Teil heruntergestürzt, so daß die Gerippe herausgerollt sind und in den Gängen liegen; hier ein Kopf, dort ein Bein, ein Arm — und an diesem Ort des Schreckens hat er sein Versteck."

Sherlock Holmes sann einen Augenblick nach.

„Ich glaube Euch", sagte er dann, „Maori hat sicher nicht geahnt, daß Ihr lebendig aus diesem Hause kommen werdet, sonst würde er Euch den Aufbewahrungsort nicht so genau beschrieben haben."

„Stimmt", versetzte Jack Brown, „und nun will ich auch an ihm meine Freude haben."

„Und was will er mit Zaire, diesem unglücklichen Mädchen, machen? Was hat er für einen Grund, es mit sich herumzuschleppen?"

Blue Jack neigte sich zum Ohr des Detektivs und flüsterte ihm einige Worte zu.

Wie von einer Natter gestochen, fuhr Sherlock Holmes in die Höhe.

„Dieser Teufel in Menschengestalt", rief er in heller Empörung. „Wann könnt Ihr reisen, Jack?"

„O, gebt mir nur genug Brandy, dann könnt Ihr mich um Mittag schon auf dem Steamer verstauen", war die lachende Antwort des unverbesserlichen Säufers.

„Gut, diesmal muß der Zweck die Mittel heiligen; jetzt schlaft noch eine Weile, ich höre meinen jungen Freund kommen, dem Ihr übrigens wegen der Quadrone nichts mitzuteilen braucht."

„Allright, Sir", damit drehte sich Blue Jack nach der Wand und schlief ruhig ein.

---

6. Kapitel.

Der Mädchenhändler.

In einem reich ausgestatteten Zimmer eines Hauses der Rue Antoinette zu Paris befand sich ein Herr in mittleren Jahren, angetan mit einem prächtigen Schlafrock.

Er machte den Eindruck eines biederen Bürgers. An seiner Wohnungstür stand die Firma: Jules Lamarque, Gesangsprofessor.

Unruhig wanderte er im Zimmer auf und ab.

„Kein Geschäft zu machen", sagte er halblaut, „ich habe die Wohnung voller Ware, darf mich aber vorläufig nicht auf die Reise begeben, weil mich die Polizei im Verdacht hat. Weiß der Teufel, wie sie hinter meine Schliche gekommen ist."

Da ertönte die Klingel.

„Aha, man scheint zu kommen", murmelte er, „auf alle Fälle will ich meinen Lockvogel benachrichtigen. Es könnte jemand von der Polizei sein."

Er drückte in bestimmten Zwischenräumen auf den Knopf einer elektrischen Klingel.

Sofort erklang im Zimmer eine Arie, ziemlich gut von einer weiblichen Stimme vorgetragen. Der Professor war ganz Ohr; er schien gar nicht zu merken, daß seine Haushälterin einen großen Herrn in das Zimmer gelassen hatte.

„Bravo, bravissimo", sagte er nach dem letzten Tone, „sie hat ganz schöne Fortschritte gemacht, die Kleine; noch acht Tage, und sie wird sich öffentlich hören lassen können."

Das Räuspern des Besuchers schien ihn wieder zu sich zu bringen.

„Ah", rief er, sich zu dem Herrn herumdrehend, „wen haben wir denn da?"

„Marquis Montrosa", erwiderte der Besucher, sich vorstellend.

„Ach, Herr Marquis, sehr erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen. Was für ein Anliegen führt Sie zu mir?"

„Ich weiß nicht, Herr Professor, ob Sie sich meiner noch erinnern; vor mehreren Jahren hatte ich das Vergnügen, durch einen Attaché der türkischen Gesandtschaft Sie im Café Royal kennen zu lernen."

„Ich entsinne mich nicht mehr, mein Herr; aber wie sagten Sie — Attaché der türkischen Gesandtschaft? Hm, allerdings habe ich einmal mit einem solchen Herrn in Geschäftsverbindung gestanden."

„Sehen Sie, Herr Professor, nun entsinnen Sie sich auch meiner wohl noch?"

Der Herr Lamarque sah den Herrn Marquis scheu von der Seite an.

„Aber ich weiß immer noch nicht, Herr Marquis", sagte er zögernd, „was mir die Ehre gibt."

„Nun denn, Herr Professor, ich brauche für meine Zwecke ein junges Mädchen."

Der Professor trat einen Schritt zurück und musterte mit hochgezogenen Augenbrauen den Marquis, der ihn ganz ruhig anblickte.

„Was — was denken Sie von mir?" rief er entrüstet.

„Nun, ich denke, daß ich bei dem sogenannten Professor Lamarque bin."

„Bei dem ‚sogenannten' Professor? Herr Marquis, was fällt Ihnen ein? Wissen Sie nicht, daß ich junge, aufstrebende Talente unentgeltlich heranbilde, daß berühmte Sängerinnen aus meiner Schule hervorgegangen sind —"

„Die Sie, mein lieber Herr Professor, dann ins Ausland geschickt haben, angeblich, um eine Kunstreise dorthin zu unternehmen, in Wahrheit aber, um sie dort zu verkuppeln."

Der Professor war kreidebleich geworden. Seine Hände, die er über dem Bauche gefaltet hielt, waren wie zur Abwehr in die Höhe gehoben. Seine Augen glotzten den Fremden ganz entsetzt an, seine Lippen bewegten sich, doch brachten sie keinen Ton heraus.

„Nun, mein lieber Herr Professor, sehen Sie wohl ein, daß Sie gut tun, Ihre Maske als Musikprofessor vor mir fallen zu lassen und sich mir zu zeigen als das, was Sie wirklich sind, nämlich, als den geriebenen Kuppler und Menschenfleischhändler."

Herr Lamarque griff sich nach der Halsbinde, als wäre sie ihm zu eng geworden.

„Ich weiß nicht", stieß er hervor, „was ich von Ihnen denken soll."

„Es liegt mir fern, mein alter Freund", sagte der Marquis, lächelnd mit seinem Augenglas spielend, und sich an der Angst des Professors weidend, „Ihnen die geringsten Ungelegenheiten zu machen. Entsinnen Sie sich noch der beiden kleinen Mädchen, die Sie unter der Vorgabe, sie sollten in einer geschlossenen Gesellschaft ein Duett singen, nach der schön, aber einsam belegenen Villa eines Millionärs schickten, von wo —"

„Genug", wehrte der Professor ab, „ich sehe, Sie sind ein Ehrenmann, der nichts Böses im Schilde führt, und dem man trauen darf. Sie wissen ja nicht, wie schlecht die Menschen heutzutage sind.

Also, womit kann ich Ihnen, mein sehr verehrter Herr Marquis, dienen? Wollen Sie die Bekanntschaft eines ganz jungen, unschuldigen Mädchens machen, das erst seit drei Tagen aus der Provinz zu mir gekommen ist? Sie ist eine Waise, und jede Gefahr ist ausgeschlossen; oder wünschen Sie eine Soubrette des Tivoli-Theaters, die reinste Grazie, kennen zu lernen? Sie ist weniger spröde, als die kleine Waise, und darauf angewiesen, ihre Vermögensverhältnisse durch die Herrenbekanntschaften, die ich vermittele, zu arrangieren.

Sie sehen, ich bin für jeden Geschmack eingerichtet, und bitte ich, Ihre Wünsche zu äußern; über das Honorar würden wir uns schon einigen."

Der Marquis hatte schweigend zugehört, er zuckte nachlässig die Schultern.

„Das ist alles nichts für mich", sagte er in gelangweiltem Tone, „ich möchte etwas Ausländisches, etwas ganz Neues. Sie müssen wissen, daß ich einigermaßen übersättigt bin. Es braucht nicht gerade eine Negerin zu sein, aber etwas Aehnliches — nun, Sie werden sicher wissen, wie Sie meinen Geschmack am besten befriedigen."

„Hm, hm", brummte der Professor nachdenklich, „da ist mir gestern ein Angebot gemacht — schade, daß ich es

abgelehnt habe; aber da ich die Adresse der betreffenden Person weiß, wird sich die Sache noch machen lassen."

„Lassen Sie einmal hören, Herr Professor", forderte ihn der Marquis interessiert auf.

„Es soll ein junges Mädchen von auserlesener Schönheit sein", flüsterte der Professor seinem Besucher zu. „Eine Quadrone, Abkömmling von einem Weißen und einer Mulattin, voll Temperament und Lebenslust."

„Pah", machte der Marquis, „wer weiß, wo diese Person aufgelesen worden ist."

Der Professor machte eine energische Bewegung mit der Hand.

„Nichts da", versetzte er, „der Mann, der mir das Mädchen angeboten hat, ist mir von früher bekannt.

Ich habe manch schwieriges Geschäft mit ihm gemacht, aber jedesmal stimmte alles, was er mir über die Ware gesagt hatte. Ich wäre auch schon längst mit ihm handelseins, aber der Nigger fordert einen zu unverschämten Preis."

Der Marquis sann einen Augenblick nach.

„Ich glaube, Sie haben diesmal das richtige getroffen; suchen Sie die kleine Quadrone zu bekommen. Der Preis spielt keine Rolle. Wann kann ich wieder vorsprechen?"

„Kommen Sie morgen abend; bis dann hoffe ich mit dem schwarzen Kerl im reinen zu sein."

„Gut, ich verlasse mich ganz auf Sie, mein lieber Herr Professor."

Langsam schritt der elegante Lebemann die Straße hinunter; er wußte, ohne daß er sich davon noch besonders überzeugte, daß ein scharfes Augenpaar, nämlich das des Mädchenhändlers, ihm folgte. Er kniff sein Monokel ins Auge und blickte die Straße hinauf, ob nicht eine Droschke für ihn vorhanden wäre.

Hätte er nach der entgegengesetzten Seite gesehn, würde er eine Begegnung gehabt haben, die ihn sowohl, als auch die zweite Person sehr überrascht hätte.

So sprang er in einen gerade daher kommenden Wagen und fuhr davon.

„Verdammter Schurke", murmelte er, „Blue Jack hat mir die Wahrheit gesagt, Maori hat bei seinem Freunde Lamarque schon vorgesprochen, um Zaïre zu verkaufen. Wie gut, daß ich sofort zu dem alten Kuppler gegangen bin."

Sherlock Holmes, denn er war der elegante Marquis, sprang an einer Straßenecke ab und schritt seiner Wohnung zu.

„Ist Blue Jack noch nicht anwesend?" fragte er Harry.

„Nein, Mr. Sherlock Holmes; er ist seit heute früh unterwegs, um in den alten Quartieren, wo Maori früher gewohnt hat, nach dem Neger zu fragen."

„Der Mann leistet uns in seinem Rachedurste ganz enorme Dienste", sagte Sherlock Holmes nachsinnend; „ich wäre nie auf den Mädchenhändler gekommen, und doch können wir nur durch diesen Zaïre in unsere Hand bekommen."

Freudig erregt sprang Harry Tayon von seinem Sitze auf; er wollte etwas erwidern, aber schon wurde die Tür aufgerissen, und Blue Jack stürmte aufgeregt und atemlos herein.

„Was gibt's?" fragte Sherlock Holmes verwundert.

„Ich will Euch rufen, denn es gibt ein Unglück, wenn Ihr nicht schnell auf den Beinen seid."

Blue Jack griff während dieser Worte nach einer halbgefüllten Whiskyflasche und leerte sie auf einen Zug.

„Ah, nur einen Augenblick Geduld; jetzt wird mir schon besser. Also, ich hatte Maoris Unterschlupf richtig ermittelt. Er hat Zaïre bei sich. Nur einmal ist er erst ausgewesen; ich nehme an, er war bei dem Menschenfleischhändler Lamarque. Heute habe ich stundenlang vor seiner Wohnung aufgepaßt; ich mußte in Erfahrung bringen, ob er schon seinen Schatz in den Katakomben untergebracht hat.

Richtig, vor einer Stunde geht er von seiner Wohnung fort, ich immer hinterher. Er geht auf das Haus seines Geschäftsfreundes zu, den Lamarque. Schon will er den Klingelzug ergreifen, da hört er wohl Schritte im Hause, die ihn verscheuchen; er tritt in einen Torweg, um sich dort zu verstecken, behält aber das Haus scharf im Auge, und da — treten Sie heraus, Mr. Sherlock Holmes.

Hätten Sie sich umgedreht und nach der andern Richtung der Straße gesehen, so hätten Sie ihn erblicken müssen."

„Und was tat er nun?" fragte der Detektiv gespannt; „hat er mich erkannt?"

„Ohne Zweifel, denn ich sah, nachdem Sie in den Wagen gestiegen waren, wie er wütend mit den Füßen stampfte. Augenscheinlich gab er seinen Plan, Zaïre gegen eine schöne Summe loszuschlagen, auf. Er fürchtet einen Hinterhalt."

„Und was tat er darauf?" fragte Harry, als Blue Jack einen kräftigen Schluck nahm.

Er ging erst eine Weile unschlüssig auf und ab; dann schien er einen Entschluß gefaßt zu haben und ging zurück in der Richtung auf seine Wohnung zu."

„Ihr meint, er hat etwas gegen Zaïre im Schilde?" forschte Sherlock Holmes.

„Ganz gewiß, das Mädchen ist ihm im Wege, an Lamarque kann er sie nicht losschlagen, nun wird er versuchen, sich ihrer auf andere Weise zu entledigen."

„Aber Ihr sagtet doch selbst, daß der Neger keinen Mord begeht, weil er abergläubisch ist", meinte Harry.

„Er wird sie auch nicht direkt ermorden; hat er mich etwa ermordet?"

Schon hatte Sherlock Holmes sich seiner eleganten Kleidung entledigt und dafür die Uniform eines Dienstmanns angelegt.

„Die Adresse des schwarzen Schufts!" rief er Blue Jack zu.

„Rue de Montebello 13."

„Gut, Ihr bleibt hier, um ihn später weiter zu beobachten; heute übernehme ich ihn."

Sherlock Holmes wußte genau, daß, wenn er nicht eilte, das unglückliche Mädchen, welches in die Hände dieses Scheusals gefallen, verloren war.

Sollte er den Neger angreifen, wenn er ihn zu Gesicht bekam? Sollte er diesen Verbrecher, der sich schon so lange der irdischen Gerechtigkeit entzog, wie einen tollen Hund niederschießen? Nein, das durfte er nicht, weil Maori sehr wahrscheinlich die Juwelen an einen, nur ihm bekannten Orte in den Katakomben, die Tausende von Metern kreuz und quer unterhalb der Erde sich erstreckten, versteckt hatte und mit seinem Tode das Geheimnis verloren ging.

Aber, wie ihm das unglückliche Mädchen abjagen?

Da — er konnte nicht mehr weit von der Wohnung des Negers entfernt sein, stutzte er.

Ein Paar ging vor ihm; ein Mädchen, das zu schwanken schien und sich schwer auf ihren männlichen Begleiter stützte. Der Mann war ein Neger. Kein Zweifel, Sherlock Holmes hatte Maori und Zaïre vor sich.

Wie kam es nur, daß der Gang der schönen Quadrone so schwankend war?

Sollte der Schuft sie betrunken gemacht oder ihr ein Mittel eingeflößt haben, das sie des Gebrauchs ihrer Sinne beraubte?

Der Neger ging schnell vorwärts; er schien seine willenlose Begleiterin förmlich mit zu schleppen.

Wohin ging nur der Weg? Nach dem Jardin des Plantes, dem Pariser Zoologischen Garten.

Es war schon dämmerig geworden, so daß der Detektiv das Paar nur mit Mühe im Auge behalten konnte.

Jetzt waren beide durchs Tor in den großen Garten hineingegangen. Nur wenige Besucher waren noch anwesend. Sherlock Holmes, von Gebüsch zu Gebüsch huschend, blieb dem ungleichen Paar hart auf den Fersen. Jetzt erklang die Glocke des Wärters, zum Zeichen, daß in einer halben Stunde der Garten geschlossen würde.

Maori ging mit Zaïre auf das Raubtierhaus zu.

In einer dunkeln Ecke des Gartens stand der Käfig der Eisbären. Er war oben offen.

Mittels einer Treppe gelangte man auf eine Plattform, von welcher man links und rechts in die Käfige der Raubtiere hineinblicken konnte.

Wo waren die beiden Personen geblieben? Sherlock Holmes hatte sie vor wenigen Sekunden noch vor dem Eisbärkäfig gesehen, und nun waren sie verschwunden, als hätte die Erde sie verschluckt.

Eine seltsame Unruhe ergriff den Detektiv. Es war inzwischen dunkel geworden, daß er kaum mehr die Tiere in ihren Häusern unterscheiden konnte.

Schon wollte er sich nach einer andern Abteilung begeben, um dort nach Maori und Zaïre Umschau zu halten, als flüchtige Schritte über ihm erklangen. Es schien ein Mensch von dem Plateau zu kommen, das den Einblick in die Käfige gewährte.

Schnell drückte er sich hinter einen dichten Zitronenbaum und lauschte mit angehaltenem Atem. Jetzt hatte die Person die Erde erreicht und war eiligst an dem Lauscher vorübergehuscht, dem Ausgang zu.

Sherlock Holmes erstarrte das Blut vor Schreck; Maori war soeben an ihm vorüber geeilt.

Wo war aber Zaïre, die schöne Quadrone, geblieben?

Hatte Maori sie oben auf dem Plateau gelassen, das mit keiner Umwehrung versehen war?

Mit wilden Sätzen eilte der Detektiv die steinerne Treppe an der Hinterwand des Eisbärkäfigs hinauf. Ein Blick in die Runde — und er hätte vor Entsetzen fast aufgeschrien.

Dort, am Rande der Plattform, fast mit dem Kopfe schon über dem offenen Raubtierkäfig hängend, lag Zaïre, fest schlafend. Eine einzige Bewegung, und sie mußte hinabstürzen und von den Bären zerrissen werden.

Sherlock Holmes hielt den Atem an aus Furcht, das schlafende Mädchen zu erwecken.

Vorsichtig beugte er sich nieder, ergriff die Füße der Quadrone und zog sie langsam zurück.

Nun richtete er sie in die Höhe und suchte sie zu erwecken.

Vergebens; der Neger mußte ihr einen kräftigen Schlaftrunk eingegeben haben, der noch lange nachwirkte.

So blieb Sherlock Holmes nichts anderes übrig, als das Mädchen in die Arme zu nehmen und sie vom Plateau hinunterzutragen.

Da fiel ihm ein, daß der Neger sich womöglich irgendwo versteckt hielte, um den Erfolg seiner Schandtat abzuwarten, und sofort war sein Entschluß gefaßt.

Er ergriff einen Stein und warf ihn mit aller Gewalt gegen einen der Eisbären, der im friedlichen Schlummer lag. Ein furchtbares Gebrüll erscholl, zugleich stieß der Detektiv einen hellen, lauten Schrei aus.

Nun lauschte er einen Augenblick, und bald hörte er, wie sich ein Gittertor in der Ferne schloß. Ohne Zwei-

fel hatte Maori, im Glauben, Zaïre sei jetzt in den Bärenkäfig gestürzt, sich entfernt.

„Die Aermste wird nun vor seinen Verfolgungen sicher sein", murmelte Sherlock Holmes, „aber", setzte er ingrimmig hinzu, „ich werde furchtbare Abrechnung mit ihm halten."

---

7. Kapitel.

In den Katakomben verirrt.

Unweit der Barrière d'Enfer auf einem wüsten Platze stand ein Mann, der nach allen Seiten wie ratlos Umschau hielt.

„Der Teufel soll mich holen", murmelte er, „wenn ich nicht den richtigen Weg verloren habe.

Ein einzelnes Haus soll hier stehen, aber ich kann, trotz meiner guten Augen, nichts von ihm entdecken. Muß dieser Blue Jack sich aus Freude über Zaïres Rettung gerade heute so betrinken, daß er mindestens 24 Stunden braucht, um auszunüchtern. Verdammt! Doch was ist das?"

Ein wüster Lärm scholl zu ihm herüber; es mußte irgendwo eine furchtbare Prügelei geben.

„Hilfe! Hilfe!" schrie eine Stimme in Todesangst.

So schnell ihn die Füße trugen, eilte Sherlock Holmes — er war dieser einsame Wanderer — dem Schalle nach. Im Dämmerlichte sah er, wie ein Mann einen andern um den Leib gepackt hatte, um ihn vorwärts zu schleppen.

Mit einigen Sätzen war der Detektiv an des Bedrängten Seite.

„Laßt den Mann los!" rief er.

„Packt Euch zum Henker, sonst geht es Euch noch schlecht", schrie der Angreifer in voller Wut.

„Rettet mich, rettet mich", flehte der zweite Mann, der sich der Umklammerung seines Gegners, eines kräftigen Menschen, nicht erwehren konnte, „er will mich morden."

Ein furchtbarer Schlag sauste auf den Schädel des Kerls, der seine Beute nicht fahren lassen wollte, nieder, so daß er, wie vom Blitz gefällt, zu Boden stürzte.

Der Gerettete, ein junger Mensch von ungefähr 20 Jahren, raffte sich empor.

„Das war Hilfe zur rechten Zeit", sagte er tief aufatmend, „in weniger wie zwei Minuten hätte ich als zerschmetterte Leiche unten in den Katakomben gelegen.

„In den Katakomben?" fragte Sherlock Holmes, „gibt es denn einen Eingang dazu hier in der Nähe?"

„Schaut nur dorthin, das ist ein offener Schacht, der in die Steinbrüche führt; zwanzig bis dreißig Meter stürzt er steil hinab. Man hat eine hölzerne Einfriedigung um die Oeffnung gezogen, um Unglücksfälle zu verhüten, aber sie hätte den starken Robert, meinen Feind, nicht verhindert, mich hinunterzuwerfen."

„Hm", meinte Sherlock Holmes. „Die Katakomben möchte ich einmal wohl in Augenschein nehmen."

Der junge Mann sah ihn aufmerksam an.

„Ein Mouchard (Spitzname für Spion) seid Ihr doch wohl nicht?" fragte er mißtrauisch.

„Gewiß nicht", lachte der Detektiv, „ich bin ein Engländer, ein Maler, der gern die verschiedenen Sehenswürdigkeiten aller Länder kennen lernen möchte."

„Den Ausländer habe ich Euch schon angehört; ich glaube auch nicht, daß Ihr ein Mouchard seid; aber die Katakomben könnt Ihr doch nicht sehen, weil der Zugang vermauert ist."

„Gewiß; aber in einem Gasthause hier soll sich ein Zugang befinden."

„Diable, Herr", rief der Jüngling mit sichtlichem Erstaunen, „Ihr seid gut bedient worden."

„Also stimmt das, was mir ein guter Bekannter mitgeteilt hat?"

Der junge Mann sann einen Augenblick nach.

„Nun", sagte er, „Ihr seid so liebenswürdig zu mir gewesen und habt mich vom Tode errettet, dafür will ich Euch die Wahrheit sagen.

Ja, es gibt zwei Zugänge: diesen hier über die Einfriedigung, und den zweiten durch den Keller des Gasthauses ‚Zum blutigen Apachen'. Aber der Wirt läßt Euch nun und nimmer ein, weil Ihr kein Kunde von ihm seid."

„Die Katakomben haben also ihre Geheimnisse?" forschte Sherlock Holmes vorsichtig.

Der junge Mann trat ganz nahe an seinen Retter heran. „Habt Ihr schon von den Apachen von Paris gehört?" fragte er leise.

„Allerdings, es ist eine vollständig organisierte Verbrecherbande."

„So ist es, Herr, und der Wirt ist das Oberhaupt. In den Katakomben ruht das ganze gestohlene Gut, bis es bei gelegener Zeit abgeschoben wird. Wer in den verschlungenen Gängen gut Bescheid weiß, hat auch wohl sein eigenes kleines Versteck darin, aber ich möchte keinem raten, sich dorthin zu begeben."

„Aber warum nicht", meinte Sherlock Holmes leichthin, „man wird ja sich bald dort zurecht finden."

„Niemals; nur der vordere Teil der Katakomben ist bekannt; in die weiteren Gänge ist kein Mensch eingedrungen. Tausende und Tausende von Särgen, die aus den alten Kirchhöfen vor Jahrhunderten zusammengeschleppt sind, werden in den Gängen des alten Stein-

bruchs aufbewahrt. Sie versperren oft den Weg, so daß man wieder zurück muß. Und nun denkt Euch alles in tiefster Dunkelheit; nur die Stelle unterhalb jenes Schachtes ist hell, aber ich kenne keine lebende Seele, die bis dorthin schon vorgedrungen ist.

Gebt also Euren Plan auf; er ist für Euch einfach undurchführbar."

Der Detektiv sann einen Augenblick nach. Die Sache sah nicht ganz einfach aus, aber ein Zurück gab es nie für ihn.

„Schafft mir Mittel und Wege, in die Katakomben zu gelangen", sagte er in energischem Tone, „und ich gebe Euch 300 Francs."

Er zog eine Brieftasche hervor und reichte dem Burschen die Banknoten.

Noch zögerte dieser, aber seine Augen glänzten vor Begehrlichkeit.

„Ihr müßt erst das Abzeichen der Apachen tragen, sonst ist alles vergebens", sagte er dann.

„Gut, verschafft es mir."

Der Bursche blickte sich um; sein niedergeschlagener Gegner begann sich zu regen.

„Kommt mit", raunte er dem Detektiv zu, „hier sind wir nicht sicher."

Querfeldein zog er mit ihm, bis sie an eine Bretterbude gelangten.

„Habt Ihr nicht einige Kleinigkeiten bei Euch, die Ihr entbehren könnt?" flüsterte er.

„Ich besitze einen nicht allzu wertvollen Siegelring, eine alte silberne Taschenuhr, ein Portemonnaie, in das ich einige Goldstücke legen kann", antwortete der Detektiv.

„Gut, gut, legt alles zurecht; in der Bude dort warten die Brüder auf mich."

Er ließ ein eigentümliches Pfeifen hören, das etwas an die Signale der Torpedos erinnerte.

Sofort wurde ihm aus der Bude geantwortet. Die Tür wurde geöffnet, und ein schwacher Lichtschein drang heraus.

„Wen bringst du denn da?" fragte eine branntweinheisere Stimme.

„Einen neuen Apachen", lautete die Antwort.

Sherlock Holmes sah einen wüsten Kerl vor sich, dessen rotes, gedunsenes Gesicht sofort den Säufer verriet.

„Hast du schon gearbeitet?" fragte der Mensch, der der Häuptling zu sein schien.

Statt der Antwort streckte Sherlock Holmes seine Hand aus, in welcher ein Ring, eine Uhr und ein Portemonnaie lagen.

„Also ein Torfdrücker", meinte der Mann.

„Ganz recht, frisch von England gekommen, um unter den Apachen mein Glück zu machen", versetzte der Detektiv, welcher bemerkt hatte, daß er von vier bis sechs Kerlen, die noch in der Bretterbude saßen, aufmerksam beobachtet wurde.

„Alfons", wandte sich der Häuptling an den Begleiter des Detektivs, „sagst du für ihn gut?"

„Mit meinem Leben", war die Antwort, „er hat mich aus den Klauen des starken Robert gerettet, daraus könnt Ihr sehen, was für ein Kerl er ist."

Alle Banditen waren aufgesprungen und hatten Sherlock Holmes umstellt; ein Mann, der den starken Robert geworfen hatte, mußte ein ganzer Kerl sein.

„Er möchte heute noch seinen Einstand im ‚Blutigen Apachen' geben", warf Alfons ein, der dem Detektiv einen aufmunternden Blick zugeworfen hatte.

Die Aussicht, ein Gelage auf Kosten eines andern zu feiern, belebte sofort die verlebten Gesichter der Burschen. Sie flüsterten erst mit einander, dann mit dem Häuptling.

„Gut", sagte dieser, „wir wollen dich in unsern Bund aufnehmen. Gib deine rechte Hand her, damit du unser Ab- und Erkennungszeichen erhältst."

Einer von der Bande hatte einen metallenen Gegenstand über die Lampe gehalten, bis er so heiß geworden war, daß der Mann ihn kaum zu halten vermochte.

Schnell ergriff ihn der Häuptling und drückte ihn dem Detektiv in die innere Handfläche.

Sherlock Holmes empfand einen so heftigen, stechenden Schmerz, daß er die Zähne zusammenbeißen mußte, um nicht eine Aeußerung des Schrecks von sich zu geben.

Aber mutig hielt er stand, nicht mit einer Wimper zuckte er.

Alle Kerle blickten ihn bewundernd an; soviel Geistesstärke hatten sie noch bei keinem neuen Mitgliede gesehen. Einer von ihnen wollte ihm Oel zur Linderung des Schmerzes in die Hand gießen, aber verächtlich wehrte Sherlock Holmes ab.

Ruhig besah er das Zeichen, das ihn zum Bruder der gemeingefährlichsten und gefürchtetsten Verbrecher von Paris machte: ein Kreis, in welchem sich die Spitze eines Indianerpfeils befand.

„Ich denke, wir gehen jetzt zum ‚Blutigen Apachen'," wandte er sich an den Häuptling.

„Alfons", redete dieser den jungen Mann an, der Sherlock Holmes zu der Verbrüderung behilflich gewesen war, „geh' vor uns und sieh zu, ob die Luft rein ist."

Alfons verschwand, und nach wenigen Minuten war die ganze Bande, in ihrer Mitte Sherlock Holmes, unterwegs nach dem berüchtigten Gasthause. Es ging immer querfeldein, und dann über Steingeröll abwärts.

„Alles glatt", sagte plötzlich der Häuptling, auf ein Licht deutend, das aus einem Hause herüberleuchtete

und wahrscheinlich ein Zeichen für die Apachen war, daß keine Gefahr drohte.

In dem verräucherten Restaurationszimmer, in das die Bande nun eintrat, sah Sherlock Holmes nur seinen Bekannten Alfons, der mit der Kellnerin schäkerte.

Im Nu waren die Gläser gefüllt, und ein wüstes Gelage begann. Sherlock Holmes merkte, wie Alfons, an welchem er augenscheinlich einen treuen Freund gewonnen hatte, eindringlich mit der Kellnerin sprach; dann, als fast alle Mitglieder der Bande betrunken waren, winkte er Sherlock Holmes zu sich.

„Wenn Ihr bei Eurem Vorsatze beharrt, in die Katakomben zu steigen", sagte er leise, „dann müßt Ihr Euch mit Jeannette hier befreunden."

Sherlock Holmes drückte dem Mädchen, das gar nicht übel aussah, einen Hundertfrancsschein in die Hand.

„Hier, schöne Jeannette", sagte er lächelnd, „kauft Euch ein Andenken an den denkwürdigen Tag, an welchem ich in den Bund der Apachen eintrat, und nun sagt mir, wie ich in die Katakomben komme?"

„Um Gotteswillen, nehmt davon Abstand; Ihr kennt ja nicht die Gefahren, die Euch dort drohen. Ihr kommt in den Gängen elend um."

„Das ist gleichgültig", erklärte Sherlock Holmes in festem Tone; „ich muß sie auf alle Fälle sehen."

Das Mädchen zögerte noch immer.

„Es ist augenblicklich auch jemand unten", setzte sie hinzu.

„Ich werde ihm aus dem Wege gehen", erwiderte der Detektiv.

„Wenn Ihr mit dem Neger in einem Gange zusammentrefft, ist ein Ausweichen nicht möglich, und es könnte einen Kampf auf Tod und Leben geben."

„Von einem Neger sprecht Ihr?" fragte Sherlock Holmes erstaunt.

„Ja, ein altes Mitglied der Apachen, der jetzt aus England zurückgekommen ist."

„Ach, Ihr meint Maori", versetzte der Detektiv leichthin.

„Allerdings", erwiderte Jeanette, „so kennt Ihr ihn schon?"

„Gewiß, ich habe sogar mit ihm zusammen gearbeitet", log Sherlock Holmes, dem das Herz vor Erwartung über den Ausgang seines Abenteuers klopfte.

„Ah", meinte das Mädchen, „früher hatte er einen anderen Genossen, einen verstoßenen Engländer, der sich aber noch nicht hier hat blicken lassen."

„Ganz recht, er führt den Spitznamen „der blaue Jack"," antwortete der Detektiv.

„Richtig, richtig; Ihr scheint unsere Leute schon gut zu kennen", lachte die Kellnerin.

„Und nun laßt mich schnell hinunter", bat Sherlock Holmes in dringendem Tone, „ich möchte meinen Freund Maori dort unten überraschen. Denkt Euch nur die Augen, die er bei unserer Begegnung machen wird.

Er glaubt mich nämlich noch in England", setzte er lachend hinzu.

„Wenn ich aber nicht mit ihm in den Katakomben zusammentreffen und er ohne mich zurückkommen sollte, dann verratet ihm um Gotteswillen nicht, daß ich hier gewesen bin und von ihm gesprochen habe.

Geht alles glücklich ab und bin ich auch wieder heil und gesund zurück, dann gebe ich Euch beiden ein Extrageschenk."

„Nun denn", versetzte Alfons, „wenn Ihr Euch nicht halten lassen wollt, so nehmt jene Laterne, die dort hängt, und versucht Euer Heil. Unsere Leute schnarchen schon alle und werden Euch vorläufig nicht vermissen.

Ihr habt wohl noch eine kleine Abrechnung mit Maori?" fragte er leise.

„Nehmt Euch vor dem schwarzen Satan in acht", mahnte Alfons, „er hat wahrscheinlich seine Kabore (Versteck) unten und würde seinem besten Freunde kaltblütig ein Messer in die Kehle jagen, wenn er sich von ihm belauert sähe."

„Ich werde mich schon in acht nehmen, und nun zeigt mir den Weg."

Jeannette steckte dem Detektiv noch schnell ein paar Apfelsinen in die Tasche, was er sich lachend gefallen ließ, und dann folgte er Alfons durch eine Hintertür über einen, mit Backsteinen gepflasterten Korridor.

„Hier ist ein Eingang zum Keller", sagte er. „Eine Falltür, die Ihr mit leichter Mühe finden werdet, verdeckt den Eingang zu den Katakomben. Und nun, auf Wiedersehen. Ich muß nach vorn, damit niemand ahnt, daß Ihr schon heute in die Geheimnisse der Katakomben eingeweiht worden seid."

Noch ehe Alfons das Restaurant erreicht hatte, war Sherlock Holmes schon die Stufen zum Keller hinabgestiegen. Gerümpel lag in mehreren Haufen umher, augenscheinlich hatte es zur Verdeckung der Falltür gedient, die in einer Ecke des Kellers sichtbar wurde.

Mit Mühe hob der Detektiv die schwere Tür empor.

Er zündete sich die ihm von Jeannette übergebene Laterne an, die er aber abblendete, damit der Lichtschein ihn nicht von fern verriet, dann stieg er langsam die Stufen zu den Katakomben hinab.

Er mußte sehr genau auf die Treppe achten, wollte er nicht einen Fehltritt tun und kopfüber in die Tiefe stürzen.

An der einen Stufe brach unter seinem Tritt ein Stein heraus, und er mußte eine ganze Stufe überspringen, die Wände troffen vom Wasser, kurz, der Eintritt zu der Unterwelt war so unbequem wie möglich.

Nun stand er unten. Ein unendlicher, in dichter Finsternis liegender Gang lag vor ihm. Kein Laut verriet, daß hier außer ihm noch ein menschliches Wesen atmete.

Die Luft war zwar etwas dick, doch besser, wie er erwartet hatte. Die Oeffnung auf dem freien Felde sorgte sicher für Luftzufuhr.

Ungefähr 10—15 Schritte war er in den Gang vorgedrungen, als sein Fuß stockte.

Links und rechts im Gang waren Särge aufgetürmt, einige unversehrt, die meisten zerbrochen. Hier lugte ein nackter Schädel hervor und grinste ihn aus leeren Augenhöhlen an; dort war ein von Würmern zerfressener Sarg ins Rollen gekommen und zur Erde gefallen, so daß die bleichen Knochen umherlagen.

Ueberall, wohin er blickte, Staub und Knochen, die Ueberreste einer ganzen Generation von Menschenkindern, die gleich ihm gelebt, geliebt, gestrebt, gekämpft hatten.

Ein fernes Geräusch, wie das Poltern eines Wagens, ließ ihn aus seinem Sinnen emporschrecken.

Was war es gewesen? Waren Särge zusammengestürzt? War die Falltür, die er offen hatte stehen lassen, geschlossen worden?

Er schritt weiter; jetzt kam er an einen Quergang. Sofort holte er ein Stück Kreide hervor und machte an der Ecke einen Strich, um an diesen Merkmalen sich den Rückweg zu sichern.

Weiter schritt Sherlock Holmes über Särge und Gerippe in die Gänge des alten Steinbruchs hinein, um seinen Feind zu überraschen und ihm dem Raub abzujagen.

Er versicherte sich seines Revolvers und seines Dolchmessers, denn er wußte, daß nur einer von beiden lebendig das Tageslicht erblicken würde, falls sie aufeinander stießen.

Jetzt war in diesem Gange ein weiteres Vordringen nicht mehr möglich, da er von einem wahren Berge von Särgen und Gerippen, die übereinander gestürzt waren, gesperrt wurde.

„Ich muß auf gut Glück diesen Quergang gehen", murmelte Sherlock Holmes, „einmal muß ich doch mit Maori zusammentreffen."

Wieder versperrte ihm ein Chaos von zerbrochenen Särgen und ihrem Inhalt den Weg.

Kreuz und quer mußte er gehen; jede Richtung hatte er verloren. Aber das war ja ganz gleichgültig, weil seine Zeichen ihm auf das bestimmteste den Rückweg wiesen.

Da — ein freudiger Schreck durchzuckte ihn; vor ihm tauchte ein Licht auf.

„Maori", flüsterte er, seine Laterne verbergend und einen Augenblick verschnaufend.

Langsam und vorsichtig, wie ein Indianer, schlich Sherlock Holmes weiter.

Der Neger mußte an einer bestimmten Stelle verweilen, denn das Licht wankte und wich nicht.

Immer näher kam ihm der Detektiv; immer schärfer wurde der Lichtschein.

Nun konnte er die Umrisse des Negers deutlich erkennen. Maori kniete vor einem Sarge.

Wahrscheinlich stellte dieses seine Kabore, das Versteck des Schatzes, dar.

Jetzt hob Maori die Hand und hielt sie gegen das Licht; ein Leuchten und Funkeln ging von ihr aus, das weithin strahlte.

„Er ergötzt sich an dem Blitzen der Brillanten", sagte sich der Detektiv, noch einige Schritte vorrückend.

Noch überlegte er, ob er den Schurken mit einem sicheren Schusse niederstrecken, oder ob er warten solle, bis er sich entfernt habe, als er ein scharfes Klappen hörte.

„Der Neger hat den Sarg, sein Versteck, geschlossen", murmelte Sherlock Holmes, „jetzt heißt es warten, bis der Schuft sich entfernt hat, ehe ich nach dem Sarge mit dem Schatze suche."

Er sah, wie Maori sich emporrichtete und die Laterne ergriff; jetzt drehte er sich um und kam gerade auf den Detektiv zu.

Eiligst wollte Sherlock Holmes zurückweichen — aber entsetzlich! er hatte an einen Sarg gestoßen, der nur noch lose auf einem andern stand.

Mit furchtbarem Gepolter stürzte er hinter dem Detektiv zusammen, der keinerlei Deckung hatte.

Schnell, wie der Blitz, hatte der Neger die Laterne emporgehalten; der grelle Schein fiel voll auf das Gesicht seines Gegners, und im Nu war ihm die Situation klar.

„Sherlock Holmes! Haha, bis hierher seid Ihr mir gefolgt? Nun, Ihr habt Euch ein würdiges Grab gesucht. Verhungern und verdursten sollt Ihr hier, Ihr Schuft!" schrie er in wildem Triumph.

Ein Schuß blitzte auf. Donnernd brach sich der Schall in hundertfachem Echo.

Sherlock Holmes hatte geschossen, aber ebenso schnell, wie er den Revolver gezogen, hatte sich Maori zur Erde fallen lassen. Die Laterne hatte er hierbei gelöscht.

Noch stand der Detektiv wie versteinert da, als in der Ferne ein Hohngelächter erscholl.

Wie wenn tausend Teufel losgelassen wären, so klang von allen Seiten das grauenvolle Lachen zurück.

„Der Schuft weiß sicher besser Bescheid hier, als ich", murmelte Sherlock Holmes, indem er langsam seinen Fuß weitersetzte, „aber meine Kreidestriche werden auch mir den Rückweg zeigen."

Plötzlich blieb er sinnend stehen. Wie, wenn der Schuft sich für alle Fälle am Ausgang der Katakomben

auf die Laner legte, um ihn, wenn er wirklich das Glück hätte, wieder dorthin zu gelangen, niederzuknallen?

„Pah", fuhr Sherlock Holmes in seinem Selbstgespräch fort, „ich muß mich auf mein gutes Glück, auf Alfons, meinen neuen Freund, und auf Blue Jack, der hier augenscheinlich ebenso gut bekannt zu sein scheint, verlassen.

Soviel steht aber fest, meine Laterne kann ich vorläufig nicht anzünden, da ich dann das sichere Ziel für Maoris Revolver bin."

So stand er nun in undurchdringlicher Finsternis, inmitten einer grauenvollen Umgebung. Dann ging er langsam vorwärts, um nicht etwa von neuem an einen morschen Sarg zu stoßen und von ihm begraben zu werden.

Nach seiner Schätzung mußte er nun an den Ort gekommen sein, wo der Neger seinen Schatz verborgen hatte. Aber er wagte nicht, nähere Nachforschungen nach dem betreffenden Sarge anzustellen aus Furcht, diesen zu zerstören. Darum schritt er, sich Fuß vor Fuß vorwärts fühlend, weiter.

Nun zwang ihn eine Wand von zerbrochenen Särgen, Halt zu machen.

„Ich muß mich jetzt nach rechts wenden", sagte sich Sherlock Holmes, „dann muß ich auf den großen Gang kommen, von welchem aus ich in diesen Gang gelangte."

Bald stieß er auf einen nach rechts abbiegenden Gang; er mußte aber lange wandern, bis er zu einem andern, der ihn zurückführte, gelangte.

An einer Ecke blieb er stehen.

„Ich kann mir nicht anders helfen", murmelte er, „ich muß einmal die Laterne anzünden, um nachzusehen, ob ich hier nicht ein Zeichen gemacht habe. Der Neger kann ja nicht wissen, wo ich mich befinde."

Vorsichtig steckte er die Laterne an und leuchtete auf Sekunden empor.

„Hier ist ein Kreidestrich vorhanden gewesen", flüsterte er, „er ist aber absichtlich verwischt worden. Das war Maoris Hand; er hat meine Zeichen entdeckt und sie entfernt, um mir jede Rettung unmöglich zu machen.

Nun, wenn er bei den andern Merkmalen ebenso flüchtig zu Werke gegangen ist, wie hier, dann finde ich sie bestimmt wieder."

Aber seine Hoffnung täuschte ihn. Der Neger war bei den andern Ecken sorgfältiger zu Werke gegangen: es war nichts mehr zu entdecken.

Jetzt wußte der Detektiv nicht, von wo er gekommen war; jeder Anhalt, sich zu orientieren, fehlte ihm. Trotzdem verlor er nicht den Mut.

„Ich muß einen Gang bis zu Ende gehen", sagte er, „irgendwo muß ich doch herauskommen."

Ach, es war eine vergebliche Hoffnung; war er Hunderte von Metern gegangen, dann hielt ihn eine Steinwand oder ein undurchdringliches Chaos von Sargtrümmern und Gerippen auf.

Immer wieder mußte er seine Marschroute ändern, bis er endlich erschöpft stehen blieb.

„So geht es nicht mehr weiter", flüsterte er, „ich habe mich in diesem Labyrinth so verirrt, daß ich aus eigener Kraft mich nicht mehr zurecht finden kann. Meine ganze Hoffnung ist Alfons oder Blue Jack, die mich morgen vermissen und sicherlich suchen werden."

Er tastete nach irgend einer Sitzgelegenheit, um auszuruhen, da er müde zum Umsinken war.

Seine Hand traf auf einen festen Gegenstand, der kein Sarg sein konnte.

„Was gibt es denn an diesem grauenvollen Orte noch für andere Sachen?" fragte er sich.

Er tastete weiter: Kisten und Ballen in jeder Form.

„Haha", lachte er heimlich in sich hinein, „mein Glück ist mir hold. Ich bin ohne Zweifel auf das von den Apachen zusammengestohlene Warenlager gestoßen.

Nun, wenigstens kann ich mich bequem hinsetzen und ein wenig schlafen."

Nachdem er sich ein Lager zurecht gemacht hatte, legte er sich ruhig hin und schlief ein.

---

8. Kapitel.

Blue Jacks Rache.

Maori, der Neger, war inzwischen aus den Katakomben in das Restaurationslokal „Zum blutigen Apachen" gelangt.

Die Lampe, welche von der Mitte des Zimmers herniederhing, beleuchtete eine Gruppe von Schläfern, welche zum Teil an der Erde lagen.

„Alle betrunken", murmelte der Neger, „an wen wende ich mich nun?"

Nur einer war durch seinen geräuschvollen Eintritt in das Lokal aus dem Schlafe geweckt worden.

Es war Alfons, der neue Freund von Sherlock Holmes; er war der einzige, welcher sich nicht sinnlos betrunken hatte.

„Was ist denn hier los gewesen?" fragte der Neger, auf die Schläfer deutend.

„Ein neuer Bruder hat seinen Einstand gegeben", erwiderte Alfons gähnend.

„Wo ist er denn?" forschte Maori, sich umblickend.

„Er mag sich wohl schon entfernt haben", meinte der junge Mann leichthin.

Der Neger sann einen Augenblick nach, dann blickte er jenen durchdringend an.

„Kann er vielleicht in die Katakomben gestiegen sein?" fragte er lauernd.

„Nicht unmöglich", versetzte Alfons achselzuckend. Plötzlich fiel ihm, der immer noch im Halbschlafe befangen war, ein, daß sein neuer Freund von einer Abrechnung mit dem Neger gesprochen hatte. Sollte er dabei den kürzeren gezogen haben?

„Bist du mit ihm unten zusammengetroffen?" rief er, sich ermunternd.

„Allerdings", antwortete Maori höhnisch, „sobald werden wir ihn wohl nicht wiedersehen."

„Aber er ist ein Apache und trägt unser Abzeichen; ich selbst habe mich für ihn verbürgt."

Der Neger lachte laut heraus; voller Hohn blickte er dem Jüngling ins Gesicht.

„Weißt du auch, wen du in euren Bund aufgenommen habt, du Grünspecht?

Alfons fuhr förmlich zusammen; sollte dieser Mensch doch ein Polizeispion gewesen sein?

„Hast du schon einmal von dem berühmten Spürhund gehört, der alle Kunden in England in Angst und Schrecken setzt? Dem es aber auch nicht darauf ankommt, nach Paris zu kommen und unter den Apachen aufzuräumen?"

„Diable", entfuhr es Alfons, „doch nicht der bekannte Sherlock Holmes?"

„Derselbe", rief der Neger, der sich vor Wonne kaum zu fassen vermochte.

Alfons fuhr empor; was hatte er getan? Einen Mouchard der Bande auf den Leib gehetzt! Man würde ihn morden, wenn davon etwas ruchbar würde.

„Lebt er noch?" fragte er schnell.

„Augenblicklich wohl noch; aber ich habe dafür gesorgt, daß er sobald nicht wieder ans Tageslicht kommt. Der Satan hatte sich Zeichen an den Ecken der Gänge mit Kreide gemacht, aber ich habe sie wieder fortgewischt; nun kann er tagelang dort unten umherirren, bis ihn der Hunger und der Durst aufreibt. Zum Ueberfluß habe ich die Falltür geschlossen und verstellt, so daß er nicht wieder hinausgelangen kann."

Der Apache atmete auf.

„Das hast du gut gemacht", sagte er, „er muß unten zugrunde gehen, weil er die Gänge, die nach dem Keller dieses Gasthauses führen, nicht von den andern unterscheiden kann."

„Eine Möglichkeit wäre noch für ihn, aus dem Grabe herauszukommen, wenn er zufällig nach dem offenen Schachte geriete, der auf das Feld von Saint Germain führt. Würde er dort Lärm schlagen und Vorübergehende ihn hören, dann könnte er noch gerettet werden."

Alfons sann einen Augenblick nach.

„Du hast recht", sagte er dann, „es ist zwar nicht wahrscheinlich, daß er zum Schachte gelangt, aber immerhin läge die Möglichkeit vor. Man müßte vorbeugen."

„Gut; wir wollen uns einigen. Du sorgst dafür, daß er nicht aus dem Keller steigen kann, selbst wenn er klopft, und ich lege mich an dem Schachte auf die Lauer und schieße ihn von oben nieder, sobald er sich unten blicken läßt.

Jetzt muß ich nach Hause, um mich ein paar Stunden aufs Ohr zu legen und auch, um mir meinen Revolver zu holen. Zufällig hatte ich ihn heute nicht bei mir, sonst hätte ich unten schon Gelegenheit gehabt, ihn niederzuknallen."

Beide Genossen drückten sich zur Besiegelung ihrer Verabredung die Hand, dann entfernte sich der Neger. Die Sonne war schon aufgegangen, als er seine Wohnung erreichte. —

Inzwischen hatte Harry Tapon in seiner Wohnung Folterqualen ausgestanden.

Sein Herr und Meister, Sherlock Holmes, war gestern nachmittag fortgegangen und jetzt, am folgenden Tage, noch nicht zurückgekehrt.

Was sollte er davon denken? War Sherlock Holmes verunglückt? War er seinem Feinde, dem Neger, in die Hände gefallen? Zogen sich seine Beobachtungen so sehr in die Länge? War er etwa in die Katakomben herniedergestiegen?

Ihm graute, wenn er an die letztere Möglichkeit dachte. Hier in Paris, in der ihm völlig unbekannten Stadt, kam er sich wie verraten und verkauft vor.

In London kannte er hundert Hilfsmittel, hatte er ein Dutzend Bekannte, stand ihm die ganze Polizei zu Gebote. Hier kannte er niemand.

Dabei durfte er die Wohnung nicht verlassen, weil er über Zaire wachen mußte.

Noch immer hielt die Wirkung des Schlaftrunkes an. Sherlock Holmes hatte sie bei seinen Wirtsleuten untergebracht, um sie stets unter Aufsicht zu haben.

Nur auf Minuten war ihr das Bewußtsein zurückgekehrt, dann war sie wieder in festen Schlaf gesunken.

Blue Jack hatte sich einen 24stündigen Rausch geholt, war erst heute morgen nüchtern geworden und war dann fortgegangen.

Er hatte wieder der Wohnung des Negers gegenüber Posto gefaßt. Es lag ihm daran, festzustellen, ob er nach dem auch ihm genau bekannten Gasthause „Zum blutigen Apachen" gehen würde.

Zwar sagte sich Blue Jack, daß Maori schon gestern, als er, Jack, betrunken zu Hause lag, seinen Schatz in den Katakomben versteckt haben könne, aber er kannte die Gewohnheiten des Negers zu genau, um nicht zu wissen, daß dieser, in seinem Mißtrauen gegen die Besucher des „Blutigen Apachen", nicht alle Tage des Ver-

steck aufsuchen würde, um sich zu überzeugen, daß dieses noch unversehrt sei.

Stunde auf Stunde verrann, und von seinem einstigen Freunde war noch immer nichts zu sehen. Sollte er wider alles Erwarten schon so früh fortgegangen sein?

Schon wollte Jack an einem Erfolge seiner heutigen Beobachtungen verzweifeln, als er zu seiner Freude bemerkte, wie der Neger aus dem Hause trat und schnellen Schrittes die Straße hinunterging. Jack immer tapfer hinterher; er brauchte sich wenig Sorge zu machen, daß Maori Furcht vor einer Verfolgung habe.

Der Neger wußte, daß sein Hauptfeind Sherlock Holmes sicher in den Katakomben saß und ihm nicht gefährlich werden konnte. Daß sein Genosse Blue Jack aus der furchtbaren Lage, in der er ihn in seinem Hause in Mortlake gebracht hatte, hätte befreit sein und gleich ihm nach Paris gereist sein können, dachte er auch nicht einen Augenblick.

Es konnte ihm also seiner Rechnung nach niemand auf den Fersen sein. Seine Stimmung war deshalb, als er dem Weichbilde von Paris, der Barrière d'Enfer zuschritt, eine sehr gehobene.

Höchstens noch 24 Stunden, dann war Sherlock Holmes entweder verhungert oder von ihm erschossen.

Dann konnte er ruhig den Schatz des alten Sklavenhändlers heben und nach Afrika, seiner alten Heimat, reisen. Zaire, die rechtmäßige Erbin der Juwelen, war seiner Rechnung nach tot. Sie war sicher in den Bärenzwinger gefallen und von den Bestien zerrissen worden.

„Er geht zum „Blutigen Apachen"", murmelte Blue Jack, der dem Neger in gemessener Entfernung gefolgt war. „Merkwürdig, daß er den Kasten mit den Juwelen nicht bei sich trägt, oder sollte er ihn wirklich gestern schon in den Katakomben versteckt haben?

Vielleicht holt er ihn jetzt, wo er sich sicher weiß, darum ist es gut, wenn ich ihn erwarte.

Auf die Augen, welche er bei meinem Anblick machen wird, bin ich doch sehr gespannt."

Der Engländer legte sich hinter einen Steinhaufen, von welchem aus er die Spelunke „Zum blutigen Apachen" genau übersehen konnte. Er kannte die Gegend hier ganz genau, weil er vor Jahren selbst Mitglied der Apachen gewesen war, als ihm der Boden von London unter den Füßen gebrannt hatte.

„Auf eine oder zwei Stunden kann ich mich wohl gefaßt machen", murmelte er, indem er aus einer Schnapsflasche einen gehörigen Schluck tat. Aber wie erstaunte er, als er nach kaum einer halben Stunde seinen einstigen Freund wieder aus dem Hause treten sah.

„Was mag der Schuft nur vorhaben", murmelte er, als er bemerkte, daß Maori vom Wege abbog und in das mit Steingeröll übersäte Feld schritt.

„Er geht auf Saint Germain los, vielleicht nach dem Schacht; nun, ich habe ja auch dort ausgezeichnete Deckung, von wo ich ihn beobachten kann."

Geräuschlos wie eine Schlange wand er sich am Boden hin, jeden Stein, jeden Strauch als Deckung benutzend.

Jetzt saß er keine 20 Meter von dem Neger entfernt, den er genau beobachten konnte.

„Er hat seinen Revolver neben sich gelegt und blickt unverwandt in den Schacht; sicherlich will er jemand erschießen, von dem er glaubt, daß er aus den Gängen des Steinbruchs unten in die offene Stelle treten müsse. Ob er auf Sherlock Holmes lauert, der in den Katakomben nach dem Schatze sucht?

Eigentlich wäre es mir ganz recht", fuhr er in seinem Selbstgespräche fort, „wenn er diesen Polizeihund niederknallte. Ich kann mich in England gar nicht mehr blicken lassen, da er mich so genau kennt, und der Schatz, den ich mir bald holen will, ist mir ungeteilt lieber als geteilt."

Vorsichtig und ohne Geräusch zog er einen mittelstarken Strick hervor, aus dem er eine kunstgerechte Schlinge, wie sich solcher die Cowboys in Südamerika beim Einfangen des Viehs bedienen, machte.

Nachdem er stundenlang auf der Lauer gelegen hatte, zuckte er plötzlich zusammen.

Der Neger, der am frühen Morgen nur einige Stunden geschlafen hatte, war durch das ununterbrochene Hinabstarren in den Schacht müde geworden. Er fing an, einzunicken und legte sich unweit der Bewehrung, die den Abgrund umzäunte, nieder.

Bald verkündeten seine tiefen Atemzüge und sein kräftiges Schnarchen, daß er fest eingeschlafen war.

Leise erhob sich Blue Jack aus seinem Versteck. Geräuschlos kroch er auf den Neger zu. Ohne, daß dieser das geringste merkte, legte er ihm die Schlinge um beide Füße. Das andere Ende des Strickes befestigte er an einem kräftigen Balken der Bewehrung.

„So", murmelte er, indem eine teuflische Schadenfreude aus seinen Augen blitzte, „nun habe ich ihn gefangen, wie einen Hasen. Jetzt kann ich endlich meine Rache nehmen. Warte, mein Bursch, du sollst deinen Meister an mir finden."

Noch einmal prüfte er die Schlinge auf ihre Haltbarkeit und die Balken der Umwehrung.

„Alles in Ordnung", sagte er, indem die Erregung über das Gelingen seines Planes ihm fast den Atem benahm, „nun kann der Tanz beginnen."

Er blickte sich rechts und links im Kreise um. Niemand war zu sehen. Das ganze öde Feld von Saint Germain war wie ausgestorben.

Jetzt stellte er sich etwa einen Meter von Maori auf.

„Maori", schrie er, so laut er konnte, „Sherlock Holmes ist da!"

Wie von der Tarantel gestochen, taumelte der Neger empor; er wollte schnell nach seinem Revolver greifen, den er neben sich gelegt hatte. Doch Blue Jack war ihm zuvorgekommen. Er hatte die Waffe an sich genommen.

Der Neger konnte sich, da ihm die Füße zusammengeschnürt waren, kaum auf den Beinen halten. Doch nicht dieser Umstand allein ließ ihn bis in die Zähne erzittern. Er hatte mit einer Hand die Umwehrung ergriffen, um einen Halt zu haben. Nun starrte er mit Augen, die ihm vor Entsetzen aus dem Kopfe quollen, auf seinen Gegner.

Er traute noch immer nicht seinen Augen; war das sein ehemaliger Genosse, den er in Mortlake in dem einsamen Hause gefesselt und dem sicheren Tode überliefert hatte?

Träumte er noch immer?

„Blue Jack?" stieß er endlich mit schwerer Zunge hervor.

„Jawohl", versetzte dieser, der jetzt in der Nähe der Stelle stand, wo das Ende des Strickes an der Umwehrung befestigt war, „dein Freund Jack Brown."

Die Brust des Negers hob und senkte sich stürmisch.

„Wie — kommst du — hierher?" stotterte er in tötlicher Angst.

„Durch meinen Freund Sherlock Holmes", erwiderte Jack mit höhnischem Lachen. „Er kam zur rechten Zeit in unser Haus in Mortlake, um dir einen Besuch abzustatten. Dabei fand er mich im Keller, wo du so freundlich für mich gesorgt hattest."

Maoris Angst stieg immer höher, namentlich da er sah, daß Blue Jack seinen Revolver gespannt in der rechten Hand hielt.

„Was willst du von mir?" fragte er mit einem Gesicht, in welchem sich deutlich die Wut über die Befreiung Jacks durch Sherlock Holmes und die Furcht vor seinem ehemaligen Genossen abspiegelte.

„Rache, meine volle Rache!" schrie der Engländer, dessen Grimm bei der Erinnerung an seine damalige furchtbare Lage immer mehr stieg.

„Gnade", wimmerte der Neger kläglich, indem er sich vorwärts bewegen wollte, woran ihn jedoch die zusammengeschnürten Füße hinderten.

„Gnade", wiederholte Blue Jack spöttisch, „ja, die Gnade soll dir werden, die du um mich verdient hast. Du hattest mich dem Tode geweiht, nicht wahr, du Schuft?"

„Ich will alles wieder gut machen", stöhnte Maori.

Ein höhnisches Lachen war die Antwort.

„Ja, genau so, wie du es an der kleinen Zaïre gut gemacht hast, dafür, daß sie dir das Versteck der Juwelen verraten hat. Im übrigen ist auch sie von Sherlock Holmes, der sie oben am Eisbären-Zwinger schlafend fand, gerettet worden. Und nun, mein Freund, liegst du auch an einem ähnlichen Zwinger. Du bist jetzt Zaïre, und ich bin Maori. Und mit demselben Maß, mit welchem du gemessen hast, will ich dir wieder messen.

Du weißt doch", fuhr er fort, „daß der Abgrund neben dir 30 Meter tief ist?"

Der Neger gab keine Antwort, aber er zitterte und bebte am ganzen Leibe; er wußte, daß er bei seinem Feinde keine Gnade mehr zu erwarten hatte.

„Du weißt auch, daß unten der reine Steinboden ist, der ein hartes Lager für den bildet, der über diese Umwehrung fliegt."

Maori vermochte sich vor Entsetzen kaum mehr auf den Beinen zu halten.

Einen Moment hielt Blue Jack in seiner Unterhaltung inne, um sich an der Verzweiflung seines einstigen Freundes zu weiden. Dann sagte er in befehlendem Tone.

„Wir wollen jetzt zur Abrechnung schreiten."

Der Neger glotzte ihn verständnislos an.

„Setze dich auf die Umwehrung."

Der Neger zögerte, dem Befehle nachzukommen.

„Hund, ich schieße dir die Beine entzwei, wenn du nicht gehorchst", schrie Jack in voller Wut.

Maori schrie vor Furcht auf, als er sah, wie jener den Revolver auf ihn richtete.

Wimmernd und stöhnend kroch er auf die Umwehrung, die kaum einen Meter hoch war.

„Willst du am Leben bleiben?" fragte der Engländer nach einer Weile, indem er einen Schritt näher trat.

„Ja, ja", schrie der Neger auf, „ich will auch alles tun, was du haben willst."

„Gut", erwiderte Jack, „so sage mir, wo du den Schatz des alten Sklavenhändlers versteckt hast."

Maori heulte vor Wut auf, da er die Absicht seines Peinigers durchschaute.

„Du willst mir alle Juwelen nehmen", rief er, „und ich soll leer ausgehen, ich, der ich doch die ganze Sache gemacht und den Alten allein beseitigt habe."

„Very well", erwiderte Blue Jack, „du hast aber trotzdem nur die Wahl — entweder die Juwelen oder dein Leben."

Der Neger wimmerte und stöhnte, er konnte sich nicht entschließen.

Da hob Blue Jack langsam den Revolver.

„Ja", schrie Maori vor Entsetzen auf, „ich will sie dir geben."

„Well, dann teile mir also das Versteck mit."

„Es befindet sich in den Katakomben; du wirst es aber in den Gängen nicht finden, wenn ich dir den

Ort auch noch so genau beschreibe. Laß mich mit dir zusammen dorthin gehen, ich schwöre dir —"

Ein Hohngelächter Jacks unterbrach ihn.

„Laß deine Albernheiten", sagte er dann, „du weißt ja, was auf deine Schwüre zu geben ist. Also heraus mit der Sprache: wo sind die Juwelen versteckt?"

„Nein", schrie der Neger in seiner Verzweiflung auf, „du würdest mich doch ermorden, selbst wenn ich dir das Versteck angegeben hätte. Ich verrate es nicht, ich will mein Geheimnis wenigstens mit in den Tod nehmen."

Der Engländer mußte diese Antwort schon erwartet haben. Mit einem Satze war er auf Maori zugesprungen und hatte ihm einen so furchtbaren Stoß versetzt, daß er das Gleichgewicht verlor.

Mit einem Schrei des tödlichsten Schreckens stürzte er hintenüber.

Doch der Strick hielt ihn im Sturze auf. So hing er mit dem Kopfe über dem Abgrund. Er stieß ein Gebrüll der fürchterlichsten Angst aus und versuchte, sich mit den Händen an der glatten Steinwand anzuklammern. Doch vergebens. Nirgends ein Halt, überall der glatte, erbarmungslose Stein.

Der Engländer ließ ihn ruhig schreien, bis er fast heiser geworden war.

„So, mein Freund", sagte er dann, „vielleicht läßt du jetzt mit dir reden."

Maori hob etwas den Kopf, ein Zeichen, daß er Jack gehört hatte.

„Willst du mir jetzt sagen, wo du die Juwelen versteckt hast?" fragte dieser.

Der Neger ließ ein schmerzliches Stöhnen hören.

„Gut", sagte der Engländer, „du hast dein Schicksal in der Hand. Noch kannst du dich retten; eine halbe Minute gebe ich dir Bedenkzeit. Hast du dich bis dahin nicht eines besseren besonnen, dann schneide ich den Strick durch und du stürzest in den Abgrund."

Maori hörte, wie sein früherer Genosse ein Taschenmesser aufklappte.

„Ich will dir alles sagen", seufzte er endlich.

„Schön, belüge mich aber nicht; du weißt, ich kenne dort unten, wie du, jeden Fußbreit der Katakomben."

„Ich lüge nicht", knirschte der Neger. „Du kennst den langen Gang, der von dem Lager der Apachen geradeaus führt?"

„Sehr genau", erwiderte Blue Jack, der aufmerksam zuhörte.

„Der dritte Parallelgang links führt zu meinem Versteck", fuhr Maori fort.

„Du weißt, wo der Sarg des Bischofs steht?" stöhnte er weiter.

„Jawohl; dort war schon früher deine Kabore", lachte Jack höhnisch, „mehr wie einmal habe ich dich bei dem Sarge des ehrwürdigen Herrn überrascht."

„In ihm liegt das Kästchen. Jetzt weißt du alles."

„Du hast nichts verschwiegen?" warnte Blue Jack.

Einen Augenblick zauderte der Neger.

„Zieh mich hinauf", bat er, „ich kann es nicht länger aushalten; mir steigt das Blut so zu Kopfe, daß ich nichts mehr sehen kann."

„Hund, du hast mir noch etwas verheimlicht", schrie Blue Jack, „gesteh, was es ist."

„Ich kann nichts mehr gestehen", heulte Maori.

„Nun denn", sagte Jack, „du willst es nicht anders. Ich will dich aber nicht tot schießen, was ich ja leicht könnte; ich will es vielmehr genau so machen, wie du zu tun pflegst, um nicht mein Gewissen zu belasten.

Ich werde jetzt den Strick durchschneiden, so daß du 30 Meter hinunterstürzest. Du kannst dir leicht dabei das Genick brechen; du kannst aber auch mit dem Leben davonkommen. Also sind wir quitt; und nun mag meinetwegen auch Sherlock Holmes der Teufel holen — der Schatz wird mein."

Ein Schnitt — ein furchtbarer Schrei Maoris — ein dumpfes Krachen, und Totenstille herrschte ringsum.

---

9. Kapitel.

Der Fluch des Sklavenhändlers.

Sherlock Holmes mußte eine ziemliche Zeitlang geschlafen haben, denn er erwachte völlig erfrischt. Zunächst plagte ihn der Durst, doch auch diesen überwand er durch die Apfelsinen, welche ihm Jeannette mit auf den Weg gegeben hatte.

Er blickte beim Schein der Laterne auf seine Taschenuhr. „Es ist 8 Uhr", murmelte er, „also Vormittag; sonach werde ich sechs bis sieben Stunden geschlafen haben. Meine Lage ist gerade nicht beneidenswert, aber auch nicht zum Verzweifeln."

Er blendete seine Laterne so weit ab, daß sie nur einen kleinen Schein von sich warf; Maori konnte ja immer noch auf der Lauer liegen und ihm bei hinlänglichem Licht eine Kugel in den Leib schießen.

„Ich glaube eigentlich nicht mehr an die Gegenwart des Negers", flüsterte der Detektiv nachsinnend, „viel näher liegt, daß er die Apachen über den wahren Charakter ihres neuen Bundesbruders aufgeklärt hat und mir nun die ganze Bande auf die Fersen hetzt."

Die Sache sah nicht sehr aussichtsvoll aus. Bestätigte sich Sherlock Holmes' Vermutung, dann hatte seine letzte Stunde geschlagen. Nimmermehr würden die Verbrecher den gefürchteten Detektiv, dessen Ruf sogar bis

Paris gedrungen war, aus den Katakomben lassen, nun er im Besitze ihrer ganzen Geheimnisse war.

„Ich muß mich ein wenig von hier verziehen", sagte sich der Detektiv, „denn der erste Gang der Apachen wird natürlich hierher gehen, um nach ihrem Lager zu sehen."

Er schleppte aus der Unzahl der lagernden Gegenstände in einen Nebengang einen Teil der Tuchballen, die ihm als Lager gedient hatten, und machte es sich bequem.

„Wenn ich nur einen Kompaß bei mir hätte", flüsterte er, „damit ich wenigstens in ein und derselben Richtung bliebe, aber er befindet sich in meiner Wohnung, und so bin ich gezwungen, hier zu bleiben, wie die Maus in der Falle."

Er hoffte von Stunde zu Stunde, daß Blue Jack erscheinen und nach ihm forschen werde. Denn dieser hatte ohne Zweifel bei Harry Taxon vorgesprochen und erfahren, daß er, Sherlock Holmes, seit dem Nachmittage des vergangenen Tages verschwunden sei.

Aber nichts ließ sich hören und sehen; auch die Apachen verhielten sich ruhig, obwohl Sherlock Holmes sich den Grund ihres Schweigens nicht erklären konnte.

Allerdings — ein Grund, und zwar ein sehr triftiger, war wohl vorhanden: der Hunger und der Durst sollten ihnen vorarbeiten. In wenigen Tagen mußten diese ihr Werk vollendet haben. Der unbequeme Mitwisser ihrer Geheimnisse war aus dem Wege geschafft, ohne daß einer der Genossen sich mit seinem Blute befleckt hätte.

Heißer und heißer wurde es in den Katakomben; die Zunge klebte dem Detektiv am Gaumen; aber nicht allein der Durst quälte ihn, sondern auch ein nagender Hunger.

„Bevor ich weitere Pläne für meine Befreiung schmiede, muß ich sehen, ob ich unter den Vorräten der Apachen nichts Eßbares finden kann."

Noch einmal horchte er in die Nacht seines fürchterlichen Grabes hinein; nichts ließ sich hören.

Dann zündete er von neuem seine Laterne an und ging zum Lager.

Alles mögliche fiel ihm in die Hände; Seidenstoffe, Prunkgewänder, Gold und Juwelen; Uhren der verschiedensten Art, ein ganzer Karton mit Brillantringen, anscheinend aus einem Schaufenster gestohlen — aber nichts Eßbares.

Seufzend wollte sich Sherlock Holmes wieder in seinen Schlupfwinkel zurückziehen, als ihm ein kleines, viereckiges Kistchen auffiel.

„Feigen!" rief er laut vor Freude, „nun, das Schicksal meint es mit mir noch nicht schlecht; einen Tag lang halte ich mit dieser Kiste aus, wenn ich haushälterisch mit ihrem Inhalt umgehe.

Teufel", setzte er plötzlich hinzu, „die Laterne, die mir die schöne Jeannette in ihrer Liebenswürdigkeit mitgegeben hat, erlischt; nun wird die Sache aber etwas ungemütlich."

Tiefe, undurchdringliche Finsternis überall, keine Ahnung, nach welcher Richtung er sich wenden sollte, um aus diesem Labyrinth an das Tageslicht zu gelangen. Eine gewisse Mutlosigkeit überfiel ihn auf kurze Zeit, doch er raffte sich bald wieder auf.

„Nur die Toten sind verloren", sagte er in energischem Tone, „und ich lebe noch. Es wird mir sicher auch ein Mittel einfallen, um mich aus diesem Grabe zu erretten. Außerdem wird Harry Taxon und Blue Jack sicher alles aufbieten, um meine Spur zu ermitteln."

Die Hitze wirkte derartig auf ihn, daß er in einen unruhigen Halbschlummer verfiel.

Schließlich schreckte er empor.

„Was war das?" flüsterte er, „mir war, als wenn von jener Seite ein Lichtschein an mir vorüberhuschte."

Hastig sprang er auf und eilte den Quergang, in welchem er saß, hinab. Jetzt stieß er auf einen ziemlich breiten Gang und rechts auf diesem schwankte ein Lichtschein.

„Ein Mann, der eine Laterne vor sich trägt", flüsterte der Detektiv, „ich muß ihm nach, denn es gilt mein Leben."

Immer sich in der Mitte des Ganges haltend, auf dem nur wenige Särge standen, schlich er lautlos dem Unbekannten nach. Er hielt sich soweit zurück, daß er von dem Schein der Laterne nicht getroffen werden konnte selbst wenn der Mann sich umdrehen sollte.

Aber dieser schien nicht die leiseste Furcht zu haben, daß ihm jemand hier folgen könne.

Ja, es schien Sherlock Holmes, als wenn die Gestalt vor ihm etwas schwanke.

Jetzt machte die Gestalt Halt. Der Detektiv sah, wie sie die Särge musterte und ableuchtete.

„Es ist Maori, der Neger, kein Zweifel; er besucht wieder seinen Schatz."

Der Mann, den Sherlock Holmes für den Neger hielt, bückte sich jetzt; er mußte in dem Sarge umherwühlen, jetzt schien er das Juwelenkästchen gefunden zu haben, denn er stieß einen Ruf der höchsten Befriedigung aus.

Unwillkürlich wich Sherlock Holmes in das Innere des dunkeln Ganges weiter zurück, weil er vermutete, der Mann müsse nun zurückkehren.

In diesem Augenblick erfolgte eine furchtbare Explosion. Sargtrümmer, Steingeröll, Knochenreste wirbelten wild durcheinander. Eine Rauch- und Staubwolke erhob sich und drang in den Gang, wo der Detektiv stand. Wollte er nicht ersticken, mußte er schleunigst fliehen.

Weiter und weiter eilte er, immer verfolgt von den giftigen Schwaden der Explosion.

Er hatte nicht Zeit, darüber nachzudenken, wie hier an diesem Orte eine so entsetzliche Explosion entstehen konnte; nur vorwärts, vorwärts!

Plötzlich war ihm, als streiche ein kühler Hauch ihm entgegen.

Er mußte sich also einem Orte nähern, von der gute Luft eindringen konnte.

Sollte dort ein Lichtschimmer sein? So schnell ihn die Füße tragen konnten, eilte er vorwärts; immer deutlicher wurde der Schein; jetzt erkannte er eine Laterne, die an der Wand hing.

Jetzt stand er neben ihr; fast hätte er einen Jubelruf ausgestoßen: er befand sich im Keller des Restaurants „Zum blutigen Apachen".

Einen Augenblick blieb er stehen, um Atem zu schöpfen. Dann horchte er hinauf, ob sich jemand hören ließ. Aber alles blieb still, um diese Zeit mochte das verrufene Restaurant selten Gäste haben. Leise stieg der Detektiv die Treppe hinan; nun stand er auf dem Hausflur; links war eine Tür nur leise angelehnt; er öffnete sie, sie führte ins Freie.

Taumelnd vor Schwäche, aber glücklich im Bewußtsein, dem Leben wiedergeschenkt zu sein, eilte er vorwärts. Dort drüben an dem Steingeröll wollte er sich einen Augenblick niederlegen, um sich zu erholen.

Ein junger Mensch, wahrscheinlich ein Apache, sprang auf und eilte auf ihn zu.

„Meister —"

„Harry —"

Halb bewußtlos sank er seinem jungen Freunde in die Arme.

Noch war die Sonne nicht aufgegangen, als zwei Männer das Feld von Saint Germain betraten und nach dem Schachte gingen, der für Maori, den Neger, so verhängnisvoll gewesen war.

„Von hier können wir die Katakomben am besten betreten", sagte Sherlock Holmes zu Harry.

„Nach dem Plane, den ich gestern in einer alten Buchhandlung erstand, muß die Explosion nicht weit von dem Schachte stattgefunden haben. Wahrscheinlich hat Maori für unbequeme Besucher seiner Kabore eine Bombe gelegt, hat sie selbst aus Unvorsichtigkeit berührt und ist ein Opfer seiner Bosheit geworden."

„Wenn ich mir nur erklären könnte", warf Harry ein, „wo Blue Jack geblieben ist."

„Er wird noch immer vor der Wohnung Maoris Posten stehen, um dessen Tun und Treiben auszukundschaften, denn er hegt einen unversöhnlichen Haß gegen den Neger."

Nun standen beide Personen an der Umwehrung.

„Dieser Balken trägt mich sicherlich", sagte der Detektiv, indem er ein langes Seil um denselben schlang. „Du hast weiter nichts zu tun, als aufzupassen, daß niemand der Umwehrung zu nahe kommt."

„Meister", erwiderte Harry, „ich weiß nicht, ich wäre ruhiger, wenn ich statt Ihrer hinabsteigen könnte."

„Unsinn", versetzte Sherlock Holmes, „ich weiß hier am besten Bescheid; ich muß sehen, was aus dem Neger geworden ist, und ob er seine Juwelen gerettet hat. Mit dem Leben kann er meiner Schätzung nach unmöglich davon gekommen sein."

Noch einmal prüfte er die Festigkeit des Seiles, zündete seine Laterne an, die er sich um den Leib geschnallt hatte und schwang sich über die Brüstung.

Langsam kletterte er abwärts; immer dunkler wurde es um ihn. Endlich war er dem Grunde des Schachtes so nahe gekommen, daß er einzelne Gegenstände erkennen konnte.

Särge und Gerippe, die die ungeheure Explosion bis hierher geschleudert hatte, und dort lag eine dunkle Gestalt, lang ausgestreckt am Boden, im Arme ein offenes Kästchen, in welchem es bei dem Scheine der Laterne glitzerte und funkelte.

Der Detektiv stieß einen Schrei des Entsetzens aus: Da lag nicht der Neger, sondern Blue Jack tot in den Katakomben. Er war es gewesen, der den Schatz geraubt und dabei zugrunde gegangen war.

Aber wie hatte Blue Jack das Versteck entdeckt?

Ein intensiver Leichengeruch weckte Sherlock Holmes aus seinem Grübeln. Hinter einem Sarge lag die Leiche Maoris, total zerschmettert von dem Sturze.

Der Strick an seinen Füßen ließ den Detektiv das Drama, welches sich am vergangenen Tage hier abgespielt hatte, bald erraten. Mit dem Schatz im Arm kletterte er wieder zu dem auf ihn sehnlichst wartenden Harry zurück.

Und nun werden die Leser fragen, was ist aus dem Schatze geworden?

Er wurde zum Segen für Tausende von Kranken und Siechen.

Die unglückliche Zaïre, welcher Maori ein scharfes Betäubungsmittel eingeflößt hatte, kam zwar wieder zum Bewußtsein, verfiel aber in eine unheilbare Geisteskrankheit. Sie mußte in eine Irrenanstalt untergebracht werden, welcher nach ihrem Tode der gesamte Schatz des Sklavenhändlers zufiel. — Der Fluch war von ihm genommen.

Titel der nächsten Nummer (16): **Nur ein Tropfen Tinte.**

Verlag: Verlagshaus für Volksliteratur und Kunst, Berlin SO., Mannynstraße 38.
Für die Redaktion verantwortlich: F. Butsch, Berlin. — Druck von Otto Elsner, Berlin S. 42.



Elektrisiere Dich selbst!

Sind Sie krank? Leiden Sie an **Asthma, Rheuma, Gicht, Nervosität, Schwächezuständen** usw. usw., dann versäumen Sie nicht, einen letzten Versuch mit meinen **Selbstelektrisierapparaten** zu machen. Ich liefere meinen **Selbst-Elektrisier-Apparat-Elektro-Sanitor** (siehe Abbild.) in elegantem Nussbaumkasten mit Stromregulator und auswechselbarem Element komplett mit **2 Handhaben, 4 Elektroden** und **1 Ersatzbatterie** zum staunend billigen **Preis Mk. 8,50.** Gebrauchsanweisung liegt bei! von nur Kinderleichte Handhabung!

Versand gegen Voreinsend. d. Betrag, zuz. 50 Pf. f. Porto od. Nachn. 30 Pf. mehr durch **Ernst Kantz, Versandh., Berlin-Wilmersdorf 101, Holsteinischestr. 47A.**

Prospekt über elektromedizinische **Apparate** und **Neuheiten** gratis und franko.



Lederer & Kreinberg,
Markneukirchen i. S. 100.
Grösste Auswahl, billigste Preise!
Direkt aus der Fabrik. Katalog frei.

Wollen Sie Glück

im Verkehr mit Damen, wollen Sie als unwiderstehlicher Damentlebhaber, Don Juan auftreten, dann lesen Sie das vortreffliche Buch von Dr. Wagner: **„Das Geheimnis des Erfolges im Damenverkehr".** Sie werden an der Hand der in diesem Buche angezeigten Bestpreise ungeahnte Erfolge erzielen. Preis Mark 2,— **E. Sommer Verlag, Dresden-A. 16/337.**

Die Kunst

jede Frau zu erobern,
lehrt die illustr. Broschüre v. F. Gebhard.
Aus dem reichen Inhalt erwähne: **Die Kunst, Liebe zu erwecken u. dauernd zu erhalten. Woran erkennt man, dass man geliebt wird. Werbung, Verlobung, Heirat.** Wie **schafft** man sich ein **gemütliches Heim.** — **Jeder Leser** dieses Blattes erhält obiges Buch **franko per Post** gegen Einsendung von 50 Pfg., Nachnahme 20 Pfg. teurer.
A. Willdorff, Verlagsbuchhandlung, **Berlin 265,** Joachimstrasse 2.



Der Witzbold

Erstklass. Sammlung gepfeffertster Witze, hochinteressant. Couplets, Gedichte, humor. Vorträge, Erzählungen, Scherzfragen usw. Preis Mk 1.50. **Franz Lehmann, Dresden-A. 16/337.**

Empfehlenswerte Volksbücher.

Guter Ton
und feines Benehmen. Ein Ratgeber im familiären und geselligen Verkehr jeder Art für Damen und Herren. Von Alfred Sommer. Preis 90 Pf. Elegant gebunden 1 Mk.

Der geschickte Ballordner.
Ein Handbüchlein für Arrangement und Leitung der Polonaise usw.
Von Rudolf Franke. Preis **30 Pfg.**

Polterabend und Hochzeit.
Eine Sammlung der besten und neuesten Vorträge und Lieder für Polterabend- und Hochzeitsfeste. Preis **60 Pfg.**

Komisches Deklamatorium.
Eine Auswahl der besten und wirkungsvollsten humoristischen Vorträge in Poesie und Prosa für Herren und Damen
Preis **50 Pf.**

Der Gesangshumorist.
Urkomische Vorträge für fidele Kreise. Herausgegeben von M. Otto. Preis **30 Pfg.**

Der Zauberkünstler.
Eine Auswahl überraschender, jedoch leicht erlernbarer Kunststücke zur angenehmen Unterhaltung geselliger Kreise. Herausgegeben von Oskar Becker, Prof. der Magie. Preis **30 Pfg.**

Zu beziehen durch jede Buchhandlung, auf Wunsch auch gegen Einsendung des Betrages vom Verlag
Julius Püttmann, Berlin SW. 61,
Gitschiner Strasse 18.

SPORT

Bibliothek für Sport u. Spiel.
Bis jetzt erschienen ca. 30 einzeln käufliche Bände.
Illustrierte Prospekte versendet kostenlos der
Sportverlag Grethlein & Co., Leipzig, Markgrafenstr. 8.

Das 6. und 7. Buch Mosis,
das Geheimnis aller Geheimnisse, magisch-sympathischer Hausschatz, statt M. 7,50 nur M. 3,—. Nachnahme 25 Pfg. mehr.
G. Engel, Berlin 156, Potsdamer Str. 131.

Durch die **Koehler**'sche Buchhandlung in **Basel** ist zu haben
„Der beredte Franzose",
Anleitung, in kurzer Zeit richtig Französisch zu lernen, mit Angabe der Aussprache. Preis Fr. 1,20. — 9 neue **bosnische Briefmarken** 1906 nur Fr. 1,35.

Bandwurm mit Kopf,
sowie Spul- und Madenwürmer entfernt sicher und ohne Berufsstörung die **Bandwurm-Emulsion.** Wer das Leiden vermutet, sollte sich einer Kur unterziehen. Anzeichen dafür sind: Abmagerung, matter Blick, blaue Ringe um die Augen, Appetitlosigkeit oder Heisshunger, Aufsteigen eines Knäuels zum Halse, Afterjucken, Herzklopfen usw. **Kein Geheimmittel.** Zusammensetzung an jeder Flasche. Herstellung und Versand nur durch: **Königl. priv. Apotheke, Inhaber Apotheker Korb, Klingenthal i. Sa. 100.**
Preis pro Flasche **3,50 Mk.;** genaue Anweisung liegt bei.

Jedermann
sofort Hypnotiseur
Praktische Anleitung z. Selbstunterricht. Reich illustriert.
Für 1,60 M. franko zu beziehen durch
B. WOHLGEMUT,
Berlin S. 42, Brandenburgstrasse 6.

An Asthma
Bronchialkatarrh
Lungenleiden
Lungenbluten
Magenleiden

Erkrankte bitten wir, nachstehende Urteile zu prüfen:

Ich litt an Herzkrankheit und Atemnot, einem schrecklichen Husten, gänzlichem Auswurf, kalten Händen und Füßen, Kopfweh mit Schwindelanfällen bis zum Taumeln, Schlaflosigkeit mit Herzklopfen und träger Verdauung. Wenn ich im Bett war, überfiel mich kalter Schweiß, und der Mangel an Luft konnte ich keine Ruhe finden. — So habe ich mich jahrelang hingeschleppt, bis ich in der Zeitung von Ihrem Kur-Institut las und Ihre Kur anfing. In 14 Tagen konnte ich schon Besserung melden, von Tag zu Tag wurde es besser. — Bin nun wieder gesund wie der Fisch im Wasser, es fehlt mir nicht mehr an Atem; Berge und Treppen kann ich ohne Beschwerde auf und ab gehen, habe einen gesunden Appetit zum Essen, einen gesunden Schlaf und freue mich meines Lebens wieder in einem Alter von 62 Jahren. Wilh. Buhl, Bergingenieur, Wittau.

Allen leidenden Mitmenschen, welche von einer tückischen Lungen- und Brustkrankheit heimgesucht sind, diene folgendes zur gefl. Beachtung: Mit derselben Krankheit behaftet, wandte ich mich an Ihr Kur-Institut zwecks einer Kur und bin nach wenigen Wochen von meinem Leiden vollständig befreit. Ich danke Gott, daß er Mittel und Wege gefunden, die einer derartig heimtückischen Krankheit, welche manches blühende Menschenleben hingerafft hat, energisch entgegentreten können. Anna Dölling, Gendarms-Ehefrau, Dresden-Trachau, Lebigauerstr. 5, I.

An Lungenkatarrh und Lungenbluten erkrankt, gebrauchte ich Ihre Kur und erreichte durch dieselbe meine Gesundheit wieder vollständig. Herzlichen Dank für Ihre Bemühungen, werde allen ähnlich Leidenden Ihr Institut empfehlen. Frau Agnes Fickdt, Sentzenberg, Lausitz, Brauhausstraße 5.

Ungefähr 11 Jahre litt ich an Magenbeschwerden, wie Verdauungsstörungen, Sodbrennen, Aufstoßen, Stuhlverstopfung. Von diesem langjährigen Leiden bin ich durch Ihre Kur gänzlich befreit worden. Allen ähnlich Leidenden möchte ich eine solche Kur empfehlen und statte Ihnen hiermit nochmals meinen herzlichsten Dank ab. Frau Bestier, Berlin N., Kopenhagenerstr. 24.

Derartige günstige Resultate werden aus allen Gesellschaftskreisen gemeldet.

Zur Kur-Einleitung sind nötig die genaue Leidensbeschreibung (die am häufigsten vorkommenden Symptome sind: Husten, vielfach zum Erbrechen reizend — Auswurf zähen Schleimes. — Stechen auf der Brust und dem Rücken. — Druck in den Schulterblättern. — Nachtschweiße. — In der Regel kalte Hände und Füße. — Atemnot. — Das Atmen ist später von pfeifenden und schnurrenden Geräusch begleitet. — Blutspucken. — Oft heftiger, unregelmäßiger Herzschlag, verbunden mit starkem Angstgefühl. — Mangelhafter Schlaf. — Schlechte Verdauung rc. rc.) und die Angabe der Berschäftigung. Man schreibe an **Kur-Institut „Spiro spero", Dresden-Niederlößnitz,** Meißnerstr. 73 g.

Musikwaren und Sprechmaschinen
auf
Teilzahlung



Katalog mit zirka 3000 Abbildungen umsonst u. portofrei.
Jonass & Co., Berlin SW. 271
Belle-Alliance-Strasse 3.

Uhren
auf
Teilzahlung



Katalog mit zirka 3000 Abbildungen umsonst u. portofrei.
Jonass & Co., Berlin SW. 271
Belle-Alliance-Strasse 3.

Poesie u. Prosa
:: **Stilistisches Bureau.** ::
Berlin-Lichtenberg, Jungstrasse 13 Ir.
übernimmt Entwurf und Ausarbeitung von Reklamen, Reden, Versen, Theaterstücken, Zeitungen für Ernst und Scherz. Durchsicht von Manuskripten zur Drucklegung und Ratertteilung für deren künstlerischen Schmuck.
Solide Preise. — Vereine Vergünstigungen.
Anfragen nur sch riftlich mit Rück porto erbeten.

A. STEINER, Büstenfabrik, **Charlottenburg-Berlin,** Goethestraße 80/III.
!! Billigste Bezugsquelle !!
Stoffbüste wie nebenstehend:
mit Schulter u. Arm M. 12,—
„ „ ohne „ „ 8,50
ohne „ „ „ „ 5,50
sowie jede Körperform z. Anfert. b. Kostüme unentbehrlich, sollte dahe r in keinem Haushalt fehlen. Ich führe perfektlare, to uch Mode-Büsten. — Keine Ruprobe nötig. — Verpackung frei. Preisliste gratis und franke.



Schwäche-Zustände körperliche und geistige Mattigkeit
behebt **das altbewährte Blutnährsalz „HÄMOSALIN".** Besonders bei **sexuell nervöser Schwäche** erstaunliche Wirkung. Für abgespannte, kränkelnde oder alternde Personen ein wahres Labsal, per Flakon (1 Monat ausreichend) M. 3.50 durch Apoth. **Max Fritzsch, Leipzig-Gohlis 154.**
Depot für Berlin: G. HENKE, Apotheke Königs Salomo, W., Charlottenstr. 54.
Depot für Oesterreich-Ungarn: „Adler-Apotheke" (W. Wolf), **Komotau (Böhmen).**

Lesen Sie **‚Lord Lister'** genannt **John C. Raffles** der **Meisterdieb.**

Zu beziehen durch alle Buch-, Papier- und Zeitschriftenhandlungen.

Soeben erschienen! Spannende Erlebnisse des berühmten **„Londoner Hochstaplers"**

Preis: pro Band **20 Pfg.**



Adolf Kessler junior
Markneukirchen i. S. 93.
Direkter Versand unter Garantie.
Katalog frei.



Das **Tagebuch eines Flohs** Hochinteressante Erzählungen aus dem Leben eines Floh. Preis nur M. 1.50. Prosp. u. Anerkennungen gratis.
E. Horschig Verlag DRESDEN-A. 20.



Macht der Hypnose oder: **Der Weg, im Leben glücklich, Erfolge zu erring.** Von **Dr. Evans Gordon.** Preis **Mk. 2.20 m.** Porto. **Rudolph'sche Verlagsbuchhandlung, Dresden-A. 34.**
Prospekte gratis. —

Sklaven-Romane v. Taylor pro Band **2.20 M.** Kataloge gratis. **Rich. Berndt, Breslau 2/22.**

Schnurrbart! Streng reell!
Harasin unterstützt den Haar- und Bartwuchs mit wunderbarem Erfolge.
Wo kleine Härchen vorhanden sind, entwickelt sich rasch üppiges Wachstum, was durch Hunderte von glänzenden Dankschreiben nachgewiesen ist.
Verblüffend beobachtete Wirkung.
Prämiiert: Goldene Medaille Marseille. Großer Ehrenpreis Rom.
Preis: Stärke I 2 Mk., Stärke II 3 Mk., Stärke III 4 Mk.
Harasin ist einzig und unerreicht deshalb, weil von Sachverständigen, staatlich approbierten Polizei-Chemiker, Aerzten usw. geprüft, warme beshalb vor wertlosen, mitunter sehr billigen Methoden, die mit großem Geschrei angepriesen werden.
Postversand nur direkt durch: **Kosmet. Laboratorium „Violetta", Nürnberg 185.**



Herr Th. in E. schreibt: Da mein Freund durch Ihr Harasin in 3 Wochen einen flotten Schnurrbart bekommen hat, so ersuche um Zusendung einer Dose Stärke II zu 3 Mk. p. Nachn. Depot in **Berlin: Max Schwarzlose**, Holtei-Str. 9, M. d. Kaisers, Königstr. 53.
Breslau: Ritter & Co., Ohlauerstr. 81.
Chemnitz: C. Krüger, Reitknappe 51.
Dresden: B. Schwarzlose, Schloßstr. 13.
Düsseldorf: Königs. Bismarckstr. 88.
Cöln: H. Katterbach, Severinstr. 172.
Königsberg: P. Mahlke, Sackheim 50.
Leipzig: Dr. Mylius, Markt 12.
Hamburg: C. Lübbers, Gr. Bleichen 20.

Wolf & Comp.
Musik-Instr.-Fabr. Klingenthal Sa. Nr. 760.
Centr.z. Marmon.-Fabr. mit ca. 1000 Arbeit. lief. geg. Nachn. ihre Ober- all als vorzüglich bekannten
Harmonikas
In über 160 Nrn. 10 billigste Bezugsquelle für Wiener Harmonikas, Bandonions, Concertinas u. alle übrigen Musikinstrumente. Prachtkatalog. 182 Abb., kunt. Illustrat., 200 Abbild., umsonst. — Zahlr. amtl. begl. dankte Anerkennungen



Stottern heilt unter Garantie **K. BUCHHOLZ,** Hannover W. 1, Lavesstr. 54. 2. Anst.: Kirchrode.

Wundervolle Büste, schöne, vollekörperform durch uns, ärztl. empf. Nährpulver „THILOSSIA", (gesetzl. gesch.), reis'ckr. **Berlin 1904.** Allersc. nellste Gewichtszunahme. Garat. unschädlich. Viele Anerkennungen. Karton 2 M., b. Postvers. Nachnahme-u. Portospesen extra
R. H. HAUFE, Berlin 2, Greifenhagener Strasse 76.



Buch über die Ehe, mit 89 Abb., v. Dr. Retau, nur 1 Mk. Ratgeber für Eheleute, mit 50 Abb., nur 1,50 Mk. Handbuch für die Ehe, mit Abb., 1,50 Mk. Zusammen nur 3 Mk. u. gratis Gesamtnotiz einer jungen Frau (sonst 50 Pf.). Kataloge über Bücher und hygien. Bedarfsartikel gratis. **Anton Ohler, Cöln a. Rhein 236.**

Reichtum, Ehre
Gesundheit, Liebe, kurz jeder Wunsch ist schnell und sicher erreichbar. Lesen Sie d. Buch v. Dr. Brown: **„Macht d. Hypnose"**, einzig vollkommenes Lehrbuch des Hypnotismus, Magnetismus u. der Suggestion Mk. 1,60. Nachnahme 30 Pf. mehr. Hauptkatalog gratis. **CENTRAL-VERLAG, Dresden 21/7.**

Irrigatore
zu allen Preisen. **Damenbinden, Gummiwaren, Bandagen** jed. Art. Sämtliche Artikel dieser Branche. Gr. illustr. Preisliste gratis und franko. — **Märkische Kautschuk-Industrie, Berlin 173,** Markgrafenstr. 99.

Rheumatismus? Gicht?
Verlangen Sie Broschüre gratis **Dr. Aug. Eppelsheim, Zwickau i. Sa. 6.**

Schatzkästlein für Jünglinge und Jungfrauen
oder:
Die Kunst, auf das andere Geschlecht einen dauernden, fesselnden Eindruck auszuüben, sowie wahre Liebe zu erwecken und zu erhalten.
Von G. OBST. Preis: eleg. geb. **60 Pf.**
INHALT: I. Teil: **Allgemeines über den Umgang mit dem weiblichen Geschlecht.** II. Teil: **Wie erwirbt man sich Liebe und Achtung?**
Zu beziehen durch jede Buch- und Papierhandlung, auf Wunsch auch gegen Einsendung des Betrages von **JULIUS PÜTTMANN, BERLIN SW. 61,** Gitschiner Strasse 13.

Wenn Sie flechten, Gicht, steifen Fussgelenken, Sie sofort meine **Thermalseife** an, die bei obigen Leiden schnelle und präzise Dienste leistet. — Bei Wunden, die jahrelang liefen und trotz aller möglichen Versuche nicht zur Heilung gebracht werden konnten, hörte schon nach **2 Bädern** der Ausfluss auf, und nach 6 Bädern war die Wunde geschlossen. — **2 Stück Mk. 3,— genügen für 6 Bäder. — Prospekte gratis und franko. H. DUN's LABORATORIUM, Hamburg II, Admiralitätsstr. 17 W.**

Aufklärung!
Eine ärztliche Schrift für Eheleute über **hygienische Artikel** und über das **idealste Mittel,** welches mehr als
+ 2000 Aerzte +
in **eigener Familie** verwenden und empfehlen. Alles Drucksache **gratis** (Brief geg. 20 Pf. in Marken) durch **Chem. Laborat. Nassovia, Wiesbaden 67.**

Frauen!
Wenn Sie leidend?
so schreiben Sie an **Peter Ziervas in Kalk 421 bei Cöln.** (Rückp. erb.) Spezialbehandlung:
:: Frauenleiden ::
Einige von vielen hundert Danksagungen: Frau B. in W. schreibt: „Bestes Dank, Ihr Mittel wirkte schon nach 3 Tagen." — Herr N. in M. schreibt: „Nachdem meine Frau dreimal Ihren Tee genommen, war alles in Ordnung, und war ich überrascht von der grossen Wirkung." — Frau H. in A.: „Mehrmals hat Ihr Mittel bei mir geholfen. Senden Sie sofort neues Paket per Nachnahme."

Die schönsten Frauen, 20 aparte Künstlerk. M. 1.20 (Briefm.) **Hochinteressa,** Prof. m. 8. Photos u. Katal. 80 Pf. od. 3 M. **Amüs.** Scherzk. z. Totl. 12 St. 50 Pf. **S. Martens,** Kunstv., **Hamburg 6.**

Männer=
leiden, Schwächezustände, Pollutionen behandelt gewissenhaft u. diskret **E. Herrmann,** Apotheker, **Berlin 43, Neue Königstrasse 2.** Auskunft diskret und franko.

Neuheiten
für Damen und Herren. Illustr. Preisl. gratis. Gegen 20 Pf. verschl. **Vogel & Co., Leipzig-Plagwitz 182.**

Jede Frau
sollte das Buch: **„Die Störungen der Periode"** von **Dr. Lewis** lesen. Franko für 1 Mark von **Harrich Köln - Braunsfeld 203.**

HERREN, welche vorzeitig die Abnahme ihrer Kraft wahrnehmen, wollen sich meinen Prospekt gratis und kommen lassen.
E. Jeschor, Rixdorf-Berlin 251, Weisestrasse 45.

Schöne Büste
zu erlangen unschädlich, ausserlich, erklärt gegen Rückporto der **Frau Chemiker Ips, Leipzig 23, Hardenbergstrasse 35.**

Hygienische
Neuheiten. Illustrierter Katalog gratis. **Dr. Aug. Eppelsheim, Zwickau i. Sa. 69**

1000 Mark Belohnung
sind nicht so wertvoll, als mein Buch: **:: „Die glückliche Ehe", ::** welches jeder Ehegatte lesen sollte. Gegen Voreinsendung M. 1.50 franko. Illustr. hygi. Preisliste und Bücherkatalog vom **Versandhaus AUG. GRIMM, Dresden-A. 18/14, Blumenstrasse 63.**

Ein wahrer Schatz
für alle durch jugendliche Verirrungen Erkrankte ist das berühmte Werk:
Dr-Retau's Selbstbewahrung
84. Aufl. Mit 37 Abbildungen. Preis 3 Mark. Lese es jeder, der an den Folgen solchen Lasters leidet. Tausende verdanken ihm ihre Wiederherstellung. Zu beziehen durch das **Verlags-Magazin in Leipzig, Neumarkt 21,** sowie durch jede Buchhandlung.

X-u.O-Beine
verdeckt **Triumph D. R. M. — Neu!** — Keine Polster. Elegant, bequem. Masse unnötig. Angabe ob X oder O. Diskreter Versand. Prospekt gratis. Preis bei Voreinsendung Mk. 3.50 portofrei, bei Nachn. Mk. 3.95 portofrei. **Adolf Benecke, Berlin W. 30/25, Frankenstr. 8.**

Sorgenlos
sind Sie, wenn Sie bei Störungen das gesetzlich geschützte **„Geisha-Pulver,** nehmen. Schachtel 3 M. Nachnahme 3,85 M.
Viele Dankschreiben. **Altmann & Co., G. m. b. H., Halle S. 341.**

U. 98-99.